

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 3. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. März 1876.

Die Benedictiner-Abtei St. Vincenz in Pennsylvanien.

Wieviel Europa und speciell unser deutsches Vaterland den Söhnen des hl. Benedict verdankt, ist allbekannt. Sie waren es, welche die Urwälder Germaniens lichteten und unsere Vorfahren der Nacht der Barbarei entrissen; die von ihnen gegründeten Abteien wurden die Mittelpunkte der Civilisation, in denen die rohen Germanen zu gesitteten Menschen herangezogen wurden; aus ihnen gingen die Glaubensboten hervor, durch deren Predigt die Kirche in unserem Vaterland gegründet und der Glaube, die Hoffnung und die Liebe in die Herzen der Deutschen gepflanzt wurden. Die meisten jener Abteien sind allerdings vom Erdboden verschwunden; das undankbare Europa ist alt geworden und will nichts mehr wissen von den Mönchen, seinen alten Lehrern. Aber wie die Kirche Gottes selbst, stets jugendfrisch, in fernen Welttheilen neue Schößlinge treibt und Blüthen und Früchte hervorbringt, so entfaltet auch der uralte Orden des hl. Benedict in steter Jugendfrische seine Wirksamkeit in Australien und in Amerika, und schickt sich an, dort die Wunder zu erneuern, die er vor mehr als einem Jahrtausend in Deutschland gewirkt hat. Ein kleines Bild dieser Wirksamkeit durch die Erzählung von der Gründung und Thätigkeit einer einzigen von den jetzt in den Ver. Staaten Nordamerika's blühenden Abteien zu entwerfen, ist der Zweck dieser Zeilen; wir wählen die Abtei St. Vincenz einestheils, weil sie die älteste ist, obgleich ihre Gründung noch ganz in unsere Zeit hineinfällt, und anderntheils, weil wir an einem von einem Mitglied jener Abtei geschriebenen Werkchen einen sichern Führer für unsere Skizze haben[1].

Bei der zunehmenden Einwanderung irischer und deutscher Katholiken nach den Ver. Staaten machte sich dort in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ein großer Mangel an Priestern fühlbar. Verschiedenes hatte man versucht, demselben abzuhelfen, und als die jüngeren Orden alle ihre verfügbaren Kräfte zur Unterstützung der jungen amerikanischen Kirche über den Ocean sandten, wollte auch der Benedictinerorden nicht zurückbleiben. Es war die von Karl dem Großen im Jahre 792 gegründete, im Jahre 1803 zwar „säcularisirte“, aber am 31. März 1830 vom Bayernkönig Ludwig I. wieder hergestellte Abtei Metten, von welcher der erste Anstoß zur Verpflanzung des Ordens nach den Ver. Staaten ausging. Bald nach ihrer Wiederherstellung war ein junger Priester dort eingetreten, P. Bonifaz Wimmer, welcher zu dieser schönen Aufgabe bestimmt war. Von Kindheit an hatte er sich zum Missionsleben hingezogen gefühlt und durch das Lesen der Annalen der Glaubensverbreitung war sein Eifer und sein Interesse für die Missionen noch mehr geweckt worden. Er bedauerte es lebhaft, daß sein Orden in den letzten Jahrhunderten für die Mission nicht mehr so viel leistete, als er es früher gethan. Damals

[1] Die Benedictiner in Amerika. Von P. Franz Züricher O. S. B. (Katholische Studien. II. Heft.) Würzburg, Woerl, 1875.

wurde von dem eben gegründeten bayerischen Ludwigs-Missionsverein lebhaft der Plan besprochen, durch Gründung eines amerikanischen Seminars dem Priestermangel in den Ver. Staaten abzuhelfen. Da veröffentlichte P. Bonifaz in der Augsburger Postzeitung und in der Sion einige Artikel, um darzuthun, das Seminar dürfe nicht in Deutschland oder in der Schweiz, überhaupt nicht in Europa, sondern müsse nothwendig in Amerika gegründet werden; ein religiöser Orden, dessen Klöster ihre zeitliche Existenz durch Grundbesitz sicherten, sei zur Gründung und Leitung dieses Seminars am geeignetsten; man solle also den Benedictinerorden nach Amerika verpflanzen, denselben mit den nöthigen Mitteln ausstatten und ihm diese Aufgabe anvertrauen.

Der Plan fand Anklang; um ihn auszuführen, wußte der Ludwigsverein keinen tauglicheren Mann zu finden, als dessen Urheber selbst, P. Bonifaz Wimmer. Mit Gutheißung seiner Obern unterzog sich dieser dem Unternehmen. Der Ludwigsverein spendete für den Anfang 6000 Gulden; für die Gründung selbst war Carolltown, in der Diözese Pittsburg in Pennsylvanien, in Aussicht genommen, da ein amerikanischer Priester, Herr P. Lemcke, hier ein Grundstück angeboten hatte.

Mit 4 Studenten, unter denen ein Theologe, und 14 Handwerkern und Landarbeitern, welche alle nicht viel mehr als ihr Reisegeld besaßen, verließ P. Bonifaz am 25. Juli 1846 die Hauptstadt Bayerns und landete am 26. September in New-York. Voll der besten Hoffnungen besuchte er den Generalvikar und andere Geistliche; aber welches war die Ermuthigung, die er von diesen mit Land und Leuten wohlvertrauten Männern empfing? „Der Plan ist unausführbar," hieß es; „ein Kloster, das sich auf den Feldbau verlassen will, kann hier nicht bestehen; die Laienbrüder werden einer nach dem andern davongehen, und dann ist das Unternehmen zu Grunde gerichtet. Deßhalb ist es am besten, die Brüder gleich zu entlassen und für die Studenten Aufnahme in ein Seminar nachzusuchen; P. Bonifaz aber kann eine Pfarrei übernehmen." Das waren keine glänzende Aussichten für den unternehmenden Benedictiner. Aber dieser verlor den Muth nicht; die unerwartete Ankunft des eben erwähnten Herrn Lemcke tröstete die kleine Schaar und unter seiner Leitung setzten sie unverzüglich die Reise fort. Am 30. September 1846 langten sie in Carolltown in Cambria County an. Die gebirgige Gegend, der dichte Urwald, der nur an wenigen Stellen erst der Cultur zu weichen begann, die rohen Blockhäuser hatten wenig Anziehendes, aber dennoch freuten sich Alle, am Orte ihrer Bestimmung angekommen zu sein. P. Bonifaz wandte sich sogleich an den damaligen Bischof von Pittsburg, Msgr. Michael O'Connor, um die Erlaubniß zur Anlage eines Klosters; gern ging dieser auf das Gesuch ein, nur schlug er ein anderes, etwa 40 (engl.) Meilen östlich von Pittsburg gelegenes Städtchen, St. Vincenz in Westmoreland County, als passender für die neue Gründung vor. Er reiste selbst mit P. Bonifaz zur Besichtigung des Ortes dorthin, und als auch dieser demselben den Vorzug gab, wurde beschlossen, am 16. October den Umzug vorzunehmen.

St. Vincenz war die älteste Pfarrei der Diözese Pittsburg und besaß bereits 1788 ein Gotteshaus; doch erhielt es seinen Namen erst seit der Einweihung der 1835 vollendeten neuen Kirche, die am 19. Juli jenes Jahres, am Feste des hl. Vincenz von Paul, erfolgt war. Die Pfarrei bestand aus Iren und Deutschen, die im weiten Umkreis zwischen den Protestanten zerstreut wohnten. Die Kirche stand ziemlich allein auf einem zu ihr gehörigen Gute von 315 Tagwerken. Außer der Kirche befanden sich daselbst noch ein zweistöckiges aus Backsteinen erbautes Pfarrhaus, ein einstöckiges Schulhaus, und zwei Blockhäuser, von denen das eine dem Pächter des Kirchengutes als Wohnung, das andere als Scheune diente. Das Pfarrhaus hatten vorläufig Schwestern U. L. Fr. von der Barmherzigkeit inne; so blieb den Ankommenden bloß das kleine Schulgebäude. Von den beiden einzigen Zimmern wurde das eine als Küche, Refectorium, Wohn- und Krankenzimmer, das andere zur Hälfte als Schlafzimmer für den englischen Priester, der vorläufig noch bleiben mußte, und zur Hälfte als Hör- und Studiersaal für die Studenten benutzt. Mittels einer Leiter gelangte man zum Dachraum; hier lagen in zwei Reihen Strohsäcke auf dem Boden, — es war der Schlafsaal für die Studenten und die Brüder.

Am 24. October 1846 gab P. Bonifaz seinen Gefährten das Ordenskleid; wie der Chronist des Klosters erzählt, genügte die Zahl der Habite nicht; wenn die Ceremonien in der Kirche an 6 Candidaten vollzogen waren, mußten sie in die Sacristei zurückkehren und den folgenden die Kleider abtreten. Das Kleid machte also hier sicher nicht den Mönch. Die Hälfte der Einkünfte der Pfarrei gehörte noch dem englischen Priester, der bleiben mußte, bis P. Bonifaz des Englischen mächtig geworden war; der Rest des Reisegeldes war für den Ankauf der Ackerwerkzeuge, der Pferde, des Viehstandes 2c. ausgegeben; auf die Ernte dieses Jahres hatte noch der bisherige Pächter Anspruch. Die entstehende Ordensgenossenschaft war daher nicht nur in Bezug auf den Raum beschränkt, sondern sie litt auch Mangel an den nöthigen Lebensmitteln.

Es war ein harter Anfang und unter mannigfachen Leiden verfloß das erste Jahr; gar mancher Brief mit der Bitte um Hilfe ging in dieser Zeit nach Europa ab; die Bitte aber blieb nicht unerhört. Am 17. August 1847 kam P. Petrus Lechner, aus der Abtei Scheyern, mit 20 Ordenscandidaten an; zugleich überbrachte er vom Ludwigsverein die Summe von 5000 Gulden und das Versprechen, daß der Verein in den nächsten Jahren regelmäßig durch dieselbe Summe die Mission unterstützen werde — ein Versprechen, das auch gehalten wurde. Die Freude in St. Vincenz war groß über diese unerwartete Hilfe; alle Entbehrungen waren vergessen, denn man glaubte jetzt schon die sichere Aussicht auf das Gelingen des Unternehmens zu haben.

Unterdessen hatten die Schwestern das Pfarrhaus geräumt, so daß für die Ankömmlinge wenigstens in etwa der nothwendige Raum vorhanden war; aber dennoch dachte man an einen Neubau, nur mußten zuerst die Verhältnisse zwischen Kloster und Pfarrei geordnet werden. Zwar hatte Msgr. O'Connor den P. Bonifaz bereits am 5. November 1846 zum Pfarrer von St. Vincenz ernannt; allein diese Ernennung war eine persönliche, und erst am 15. Februar 1848 stellte er eine Urkunde aus, durch welche er für immer den jeweiligen Obern des Klosters zum Pfarrer der St. Vincenz-Kirche ernannte. Als nun auch am 23. Juli 1848 von Rom aus die neue Genossenschaft als Kloster anerkannt und demselben die Pfarrei sammt ihrem Besitz incorporirt wurde, stand nichts mehr im Wege, sich hier fest niederzulassen.

Während des Sommers 1848 hatten schon die Laienbrüder das nothwendige Baumaterial herbeigeschafft, Ziegel und Kalk gebrannt, das Holzwerk gezimmert, so daß, nachdem am 29. September 1848 der Grundstein gelegt war, der Bau rüstig gefördert werden konnte. Das neue Gebäude wurde über 30 Meter

lang und 12 Meter breit und sollte drei Stockwerke erhalten. Wegen Mangels an Steinen wurde jedoch der dritte Stock vor dem Winter nicht vollendet, indessen man wußte sich zu helfen; durch ein Nothdach ermöglichte man die Benutzung der fertigen Räumlichkeiten. „So lebte," schreibt der Chronist, „unsere Genossenschaft vergnügt im Herrn, obwohl sie nicht selten bei Regenwetter an das noch fehlende Dach in so lebhafter Weise erinnert wurde, daß sie selbst bei Tisch bisweilen zum Regenschirm ihre Zuflucht nehmen mußte." Im Sommer 1849 wurde dann der Bau unter Dach gebracht und wohnlich eingerichtet. Gleich nach der Vollendung des Klosters nahm man die Errichtung der Öconomiegebäude in Angriff, ebenso wurden zwei Mühlen erbaut. Der Grundbesitz wurde bedeutend vergrößert und die Klosterräume mit der zunehmenden Zahl der Mönche und Studenten erweitert. Alles dieses war nur möglich, da der Ludwigsverein mit seiner Unterstützung nicht kargte und auch außerordentliche Beiträge flossen; so gab z. B. König Ludwig I. im Jahre 1851 die bedeutende Summe von 10,000 Gulden. Am 10. Mai 1853 ertheilte die Gesetzgebung von Pennsylvanien dem Kloster Corporationsrechte.

Mit der materiellen Entwicklung hielt die geistige gleichen Schritt. Am 15. April 1849 hatten die ersten Mitglieder der jungen Ordensfamilie vor zahlreich versammeltem Volke ihre feierlichen Gelübde abgelegt; wenige Tage später erhielten sie die Priesterweihe. Außer P. Petrus Lechner traten auch noch andere Benedictiner aus Bayern nach St. Vincenz über, so aus Metten die PP. Thaddäus Brunner und Adalbert Pluns, aus Augsburg P. Andreas Zukriegl; am Ende 1849 zählte das Haus daher schon 8 Priester, 7 Fratres, 26 Laienbrüder mit einfachen Gelübden, 4 Novizen, 7 Aspiranten und 4 Scholastiker [1], also im Ganzen 56 Personen.

In Rom verfolgte man aufmerksam die geistige und materielle Entwicklung von St. Vincenz, und als im Anfange der fünfziger Jahre der Antrag gestellt wurde, das Kloster zur Abtei zu erheben, war die geistliche Behörde dazu um so mehr geneigt, als König Ludwig sich für diesen Plan sehr interessirte und ihn auf jede Weise befürwortete. So wurde denn am 24. August 1855 durch ein Breve Papst Pius' IX. St. Vincenz zur Abtei erhoben; durch das nämliche Breve errichtete der Papst eine Amerikanische Benedictiner-Congregation, die der Casinensischen affiliirt sein, aber dennoch ihre eigene Leitung und die von Innocenz XI. approbirten Statuten der Bayerischen Congregation behalten sollte. P. Bonifaz Wimmer, den der heilige Vater auf drei Jahre zum Abte ernannt hatte, wurde nach Ablauf dieser Zeit vom Kapitel zum lebenslänglichen Abt erwählt und vom Papst zugleich als Präses der Amerikanischen Congregation bestätigt.

(Schluß folgt.)

Die Begräbnißstätten auf Madagaskar.

Als wir im vorigen Jahre die Geschichte der katholischen Mission von Madagaskar erzählten, schickten wir als Einleitung eine kurze Schilderung der großen afrikanischen Insel voraus. Das Bild war ziemlich allgemein gehalten und zeigte nur in groben Umrissen die Sitten der verschiedenen Stämme, welche Madagaskar bewohnen. Als Einleitung in die Missionsgeschichte mochte es immerhin genügen, aber es dürfte nicht ohne Interesse sein, wenn wir einzelne Partien desselben genauer auszuführen und eingehender die Sitten jenes Volkes, das dem Christenthum jetzt so nahe steht, zu schildern versuchten.

P. Finaz S. J., welcher seit mehr als dreißig Jahren in der Mission von Madagaskar thätig ist und die verschiedensten Theile der Insel kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sendete uns zu diesem Zwecke einige Notizen und Zeichnungen über die Begräbnißstätten, mit denen wir die eingehendere Schilderung der Madegassen beginnen wollen; der Gegenstand hat ja gerade in unsern Tagen eine besondere Bedeutung. Wenn unsere hochgebildete moderne Welt, die sich noch immer christlich nennt, anfängt, das Verbrennen der Leichen zu befürworten und von einer Heilighaltung der Gräber nichts mehr wissen will, thut es gut, einen Blick auf die Heiden zu werfen, um von ihnen zu lernen, was das bloß natürliche Gefühl in Bezug auf die den Überresten der Verstorbenen gebührende Ehre lehrt. In den Feierlichkeiten, mit welchen die Heiden die Begräbnisse vornehmen, in der Ehre, welche sie den Gräbern erzeigen, und auch in der Furcht, welche sie nicht selten vor den Begräbnißstätten hegen, tritt uns sowohl der Glaube an die Unsterblichkeit als auch ein schwacher Rest von der Uroffenbarung über die allgemeine Auferstehung entgegen. Indessen wollen wir unsere Vorbemerkungen nicht zu lang ausdehnen, sondern dem hochw. P. Finaz das Wort geben. Er schreibt:

„Während meiner letzten Ferien in Fandschakana [2] habe ich einige Notizen und Skizzen über die madegassischen Gräber gesammelt, welche ich Ihnen sende, in der Hoffnung, daß Sie dieselben für die Katholischen Missionen benützen können. Madagaskar wird von verschiedenen Stämmen bewohnt, und je nach der Verschiedenheit der Stämme unterscheiden sich auch die Begräbnißfeierlichkeiten und die Gräber. Demgemäß gelten auch die folgenden Notizen nicht für die ganze Insel, sondern nur für die speziell bezeichneten Theile.

I. Gräber der Sakalaven an der Westküste.

1. Gewöhnliche Gräber. Die Leichen der gewöhnlichen Leute aus dem Volke werden meistens in eine nicht sehr tiefe Grube gelegt und mit einem Steine oder auch wohl mit einem Erdhaufen zugedeckt; manchmal wird dann das Grab mit einer Reihe platter Steine umgeben und die Stelle, wo der Kopf liegt, durch einen größern Stein bezeichnet. Neben die Leiche stellt man etwas Reis in die Grube und auf die Leiche legt man ein Silberstück. Letzteres erinnert an die Münze, welche die Griechen den Verstorbenen in den Mund steckten als Fährgeld für die Überfahrt über den Styx.

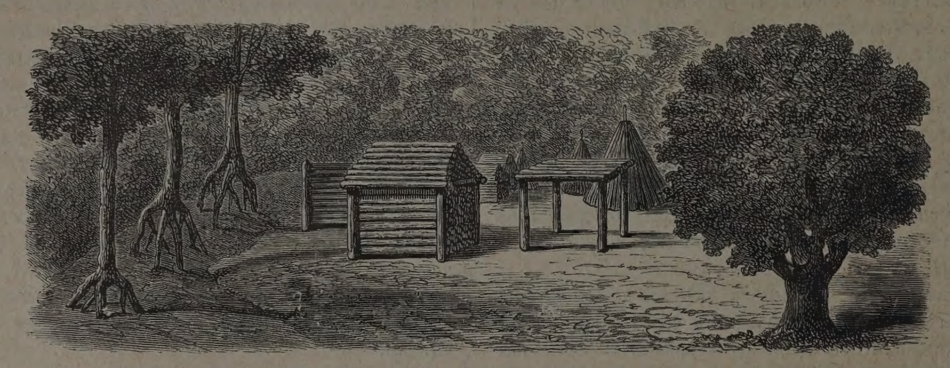
---

[1] So nämlich heißen in einigen Benedictinerklöstern die jungen Leute, die sich zur Aufnahme gemeldet haben, aber noch nicht das nöthige Alter oder die nöthigen Kenntnisse besitzen.

[2] Fandschakana liegt im Gebiete der Betsileos, also im Innern der Insel; etwa 30 Meilen südlich von Tananariva und 5 Meilen westlich von Fianarantsoa.

Die Begräbnißstätten heißen tani manara, „Felder der Kälte"; diejenigen von Nossi-Be und Baly tragen einen ganz besondern Charakter. Auf Nossi-Be liegt das Feld der Kälte mitten in einem Mangrove-Wald und die einzelnen Gräber bestehen weder aus Steinen noch aus Erdhaufen; vielmehr hat man aus rohen, über einander gelegten Holzblöcken Hütten, Tische, Gehege ꝛc. errichtet; jede dieser Hütten oder Tische ꝛc. bildet ein Grab. In Baly begräbt man die Leichen nicht, sondern stellt die Särge offen auf den Sand der Dünen. Die Särge selbst haben eine merkwürdige Gestalt; ein Holzstamm wird in der Länge durchgesägt und dann ausgehöhlt; in die Höhlung legt man die Leiche und darauf werden die beiden Hälften wieder zusammengefügt und mit Harz verpicht. So haben die Särge eine muldenförmige Gestalt und zuweilen könnte man fast meinen, man habe riesige zweischalige Muscheln vor sich[1].

Die Schatten der Todten üben über die Phantasie aller Madegassen eine große Herrschaft aus. Die Merinesen und



Begräbnißstätte der Sakalaven auf Nossi-Be.

Betsileos sind der Ansicht, die Seelen der Verstorbenen versammelten sich zu Ambudrobe, einem etwa vierthalb Tagereisen südlich von Fianarantsoa gelegenen Thale; die Sakalaven dagegen nehmen an, daß dieselben bei ihren Gräbern oder doch in deren Nähe zurückbleiben; da nun die Schatten außerdem als böse gelten, fürchtet man auf der Westküste die Nähe der Begräbnißstätten. Daher finden sich diese auch meistens in weiter Entfernung von den Dörfern und man nähert sich ihnen nur, wenn es nothwendig ist. Die allein liegenden Gräber, namentlich wenn sie am Rande eines Weges sich befinden, werden ganz besonders gefürchtet und gehaßt. Wie oft habe ich gesehen, daß meine Begleiter, wenn wir bei einem allein liegenden Grabe vorbeikamen, hinter mir zurückblieben, um, von mir ungesehen, einen Stein oder eine Erdscholle gegen das Grab zu werfen. Bei dieser Operation dürfen sie sich aber nicht umwenden, sonst werden sie vom Schatten verfolgt. Indessen wenn auch die Seelen der Verstorbenen nach der Ansicht der Sakalaven ihren ständigen Aufenthalt in der Nähe der Gräber haben, so können sie doch



Begräbnißplatz der Sakalaven auf Baly.

zuweilen kleinere oder größere Ausflüge machen. Bei dieser Gelegenheit erscheinen sie dann den Lebenden, meistens während des Schlafes, und ihre Erscheinung hat regelmäßig ein Unheil im Gefolge.

Nur einige Gräber gibt es, welche Glück bringen, wenn man die daselbst Begrabenen anruft; sie heißen Umasi, Muasi oder Olomasi; doch werden auch die Seelen der verstorbenen Eltern angerufen und durch Darbringung von Opfern geehrt. Diese Opfer findet man nicht selten auf den Gräbern, nämlich gekochten Reis in einem geborstenen Gefäße oder in einem Scherben; die Scherben sind gut genug für die Verstorbenen. Um die bösen Geister zu beschwören, opfert man bisweilen außer dem Reis auch noch einen Hahn; diese Opfergaben werden vor die Hausthüre oder mitten auf den Weg gestellt; die Geister halten sich bei denselben auf und kommen nicht in das Haus.

[1] Über die kleinen Inseln Nossi-Be und Baly an der Westküste Madagaskars vgl. diese Monatschrift 1875, S. 49, 53.

Nach der Meinung der Sakalaven sowohl als einiger anderer Stämme kann es ebenfalls geschehen, daß die Seele des Verstorbenen das Haus oder das Gemach, in welchem der Tod eingetreten ist, nicht verlassen will; dann bleibt kein anderes Mittel übrig, um sie zu vertreiben, als die Zerstörung des Hauses. Um jedoch diesem Übel vorzubeugen, trägt man wohl die Schwerkranken in den Wald, errichtet aus Balken und Zweigen eine Hütte, und läßt sie hier sterben. Wie viele Kranke, welche bei gehöriger Pflege hätten geheilt werden können, sind diesem grausamen, dem Aberglauben und der Habsucht entsprungenen Gebrauche zum Opfer gefallen!

2. Die Gräber der Safimbolamena (Enkel des Goldes). Die Sakalavenfürsten, welche von ihren Landsleuten mit dem Ehrentitel Safimbolamena begrüßt werden, erhalten gleich nach ihrem Tode göttliche Ehren. Zwei Monate lang wird die Leiche in einem speziell hierzu errichteten Lager ausgestellt und in dem Zelte selbst beständig Weihrauch gebrannt; von allen Seiten strömen die Sakalaven herbei, um die Todtenklage zu erheben und dem Begräbniß beizuwohnen. Am bestimmten Tage findet dann die Übertragung zum Mahabo (Erhöhung) statt; so heißen die Ortschaften, an denen sich die Gräber einer Safimbolamena-Familie befindet.

Die kleine Zeichnung zeigt Ihnen den Mahabo von Nossi-Fali, einem bei Nossi-Be gelegenen Inselchen. Die Gräber liegen in einem umzäunten Hofe; über jedem Grabe erhob sich früher eine madegassische Holzhütte, welche mit Matten, Kesseln, Wasserkrügen, kurz dem ganzen madegassischen Hausrath versehen war; gegenwärtig sind diese Hütten durch gemauerte Häuser ersetzt, die mit einem Gewölbe überdeckt sind, ihre früheren Geräthe aber behalten haben. Auch an den beiden Reismagazinen, die auf hohen Holzpfählen ruhen, wurde nichts geändert. Die Todten haben hier Alles, was sie bedürfen. An der Rückseite des Hofes schließt sich ein Gehölz an, das ausschließlich für die Spaziergänge der Geister bestimmt ist; an der Vorderseite liegt ein Dörfchen, dessen Bewohner die Ehrenwachen für die Todten zu stellen haben.



Grabstätte der Sakalaven-Fürsten auf Nossi-Fali.

Die verstorbenen Könige der Sakalaven werden im Gespräche stets nur „die Heiligen“ (Nu Masi) genannt; sie empfangen einen neuen Namen, der mit „Herr“ (Andrian) beginnt und mit „tausend“ (harrivo) endigt. So heißt Rabuki, der uns in Baly aufgenommen hatte[1], nur mehr Andrianahatantiharrivo, d. h. der in tausend Widerwärtigkeiten starke Herr. Der Name, den der Verstorbene bei Lebzeiten geführt hat, darf gar nicht mehr in der Sprache gebraucht werden. [Etwas Ähnliches findet auf einigen polynesischen Inseln statt; der Name, den dort der König annimmt, wird gewöhnlich von einem Thiere genommen, und das Thier erhält dann eine neue Benennung; die alte darf nicht mehr gebraucht werden.] Einzelne Reliquien des Verstorbenen werden in ein Ochsenhorn eingeschlossen und dienen dem Nachfolger als Talisman, den er stets bei sich führt und bei feierlichen Gelegenheiten vor sich hertragen läßt; derselbe wird Sakasaroka, d. h. „Dinge von großem Werth“ genannt. Daß die verstorbenen Fürsten als Nu Muasi auch durch Anrufungen und Opfer geehrt werden, ist selbstverständlich. In besonders feierlicher Weise wird den Vorfahren bei der Thronbesteigung eines neuen Herrschers geopfert; zweimal habe ich einer solchen Feier zugeschaut, das erste Mal bei der Krönung der Tochter Tsimandroho's zu Lafondro, das zweite Mal bei der Krönung der Tochter Rabuki's zu Baly. Während die

[1] Vgl. über Rabuki, den König von Baly, und sein Verhältniß zur katholischen Mission diese Zeitschrift 1875, S. 53 f.

Unterthanen im Kreis um den zu Boden geworfenen aber noch lebenden Opferstier herumlagen, stand die opfernde Königin aufrecht und sprach dem Manotauy (Minister) die altherkömmlichen Formeln nach. Zunächst flehte sie Dschuakary (die Gottheit) um Hilfe und Beistand an für die jetzt anzutretende Regierung, dann rief sie der Reihe nach den Geist und die Kraft aller Andrianharrivo ihres Geschlechtes auf sich herab, namentlich aber flehte sie den Geist ihres Vaters an, bei ihr zu bleiben. Darauf stieß man dem Opferthier einen Holzpfahl in die Kehle, und dann wurde es ganz gebraten und unter die Anwesenden vertheilt.

Diese Verehrung der verstorbenen Fürsten hindert übrigens ihre Verwandten nicht, das Haus zu verlassen, in dem jene ihren letzten Seufzer aushauchten. Ungefähr acht Tage nach dem Tode Rabuki's kam ich bei seinem Dohang (Residenz) vorbei; Alles war öde und leer und ringsum war aus Dorngestrüpp ein dichter Zaun gezogen, der den Zugang zu diesem „verfluchten Orte" wehrte.

II. Die Gräber der Betsimitsara an der Ostküste.

Die Betsimitsara sehen vor Allem darauf, daß die Leichen



Grab bei den Betsimitsara an der Ostküste Madagaskars.

ihrer Verwandten in einem über dem Boden erhobenen Sarge beigesetzt werden. Damit nun Sonne und Regen den Sarg nicht zu früh zerstören, überdecken sie denselben mit einem auf Pfählen ruhenden Dach. Aber im Laufe der Zeit faulen die Stützen, welche die Särge tragen, diese stürzen herab, brechen auf und die zerstreuten Theile der Leiche bieten einen widerwärtigen Anblick. Auf der Insel St. Marie[1] hat der französische Commandant deßhalb diese Art der Beisetzung verboten und das Begraben der Leichen gefordert. Der Sarg besteht aus zwei ausgehöhlten und übereinandergelegten Holzstämmen, so daß er fast wie ein Faß aussieht.

Von Ivondro, einem drei Stunden südlich von Tamatave gelegenen Ort, haben wir zwei verschiedene Wege nach Andevorante; der eine führt am Seeufer vorbei durch hübsche Wäldchen, der andere über die durch natürliche Canäle mit einander verbundenen Süßwasserseen. Nehmen wir diesen letzten Weg; plötzlich beginnen unsere Leute zu schweigen und werfen sich mit aller Kraft auf die Ruder; aber nach einigen kräftigen Ruder-

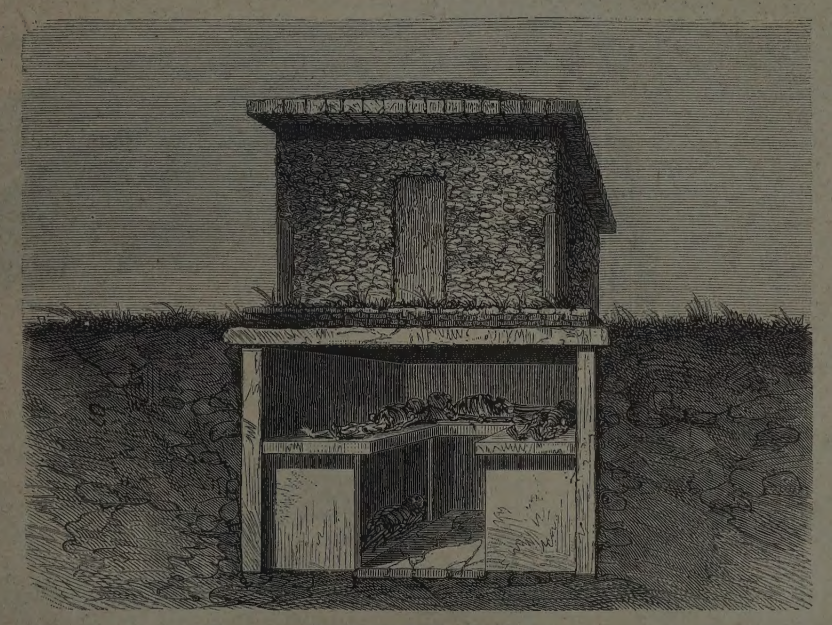
[1] Vgl. diese Monatschrift 1875, S. 29.

schlägen erheben sich alle, wenden sich gegen den Punkt hin, an dem sie eben vorbeigefahren, und ergießen sich in einen Strom von Schimpfreden. Wir sind nämlich am Grabe einer Hexe vorbeigekommen und man muß auf solche Weise verfahren, wenn man sich vor ihrer Zauberei sicherstellen will; sie selbst hat bei Lebzeiten dieses Gesetz gegeben und wir sehen es noch heute von den heidnischen Madegassen beobachtet. Wenn wir den Landweg nehmen, so kommen wir bald zu den Wäldchen, deren jedes in seiner Mitte ein Grab und einen Sarg enthält. Der Sarg ist ein (nach Art eines Pumpenholzes) ausgehöhlter Baumstamm, in den die Leiche hineingeschoben und dessen beide Enden dann durch runde Holzplatten verschlossen werden. Derselbe wird auf einige Pfähle gestellt, überdacht und mit einem mannshohen Gitter umgeben, damit er sicher sei sowohl vor den Einflüssen des Wetters als vor den Angriffen der wilden Thiere. Jeder Todte liegt allein in einer kleinen Hütte, die man sehr sorgfältig zu unterhalten pflegt.

III. Die Gräber der Howas.

1. Gewöhnliche Gräber. Unter den Howas herrscht nicht die nämliche Angst vor den Gestorbenen wie bei den Sakalaven und Betsimitsara; daher finden sich denn auch die Grabstätten der Todten mitten unter den Wohnungen der Lebenden. Tananariva so gut wie die kleineren Städte und Flecken zählt eine ganze Menge Gräber innerhalb seines Bereiches; die Reichen legen ihre Begräbnißstätten mitten auf ihren Landhäusern an, denn im Allgemeinen liebt es der Howa, gleichsam mit den Todten seiner Familie zusammenzuleben. Daher finden wir denn auch hier statt der Einzelgräber fast nur mehr Familiengräber — Todtenkeller — für das ganze Geschlecht. Stirbt ein Howa in der Fremde, so würde es sich die Familie zur Schande rechnen, wenn durch ihre Schuld der Todte nicht im Erbbegräbniß seinen Platz fände. Der Ausschluß aus dem Familiengrab gilt als eine der größten Strafen und dadurch entsteht ein neues Hinderniß für die Ausbreitung der Kirche. Noch jüngst kam eine Katechumene weinend zu mir mit der Klage, ihre Verwandten hätten ihr mit dem Ausschluß aus dem Familiengrab gedroht, falls sie katholisch werde. Diese ließ sich nun zwar trösten durch den Gedanken, ihre Leiche werde jedenfalls ein anderes Plätzchen finden, an dem sie getrost der Auferstehung entgegenharren könne, aber manche Andere mögen sich durch eine solche Drohung abschrecken lassen. Die Ehre, einen Platz im Familiengrab zu finden, wird so hoch geschätzt, daß sogar die zum Tode Verurtheilten ihre Strafe für nichts achten, wenn der König, was selten geschieht, gestattet, daß die Leiche den Verwandten überlassen werde.

Die Einrichtung eines solchen Familiengrabes ist aus der beistehenden Zeichnung ersichtlich. Vier sehr große Steinplatten werden zu einem viereckigen Keller zusammengestellt und mit einer fünften überdeckt. (In der Zeichnung ist die westliche Platte, in welcher sich der Eingang befindet, weggelassen, um Einsicht in das Innere zu gewähren.) An der Hinterwand wird, ebenfalls aus Steinplatten, eine Art Bett hergestellt, für das Ehepaar, welches die betreffende Familie gegründet hat; an den Seitenwänden rechts und links erheben sich mehrere ähnliche Lager übereinander für die übrigen Glieder. Jede Leiche wird in eine je nach dem Reichthum der Familie verschieden große Anzahl von kostbaren, meist rothen Lambas eingewickelt und einfachhin ohne Sarg auf eines dieser Steinlager gelegt. Die Thür zu diesem Keller besteht auch aus einer Steinplatte und sie wird sorgfältig verschlossen, da man die Todtengrüfte auch als Schatzkammern benützt und Gold und Kostbarkeiten darin aufbewahrt. Über diesem Keller erhebt sich ein viereckiges Gebäude; die Mauern sind gebildet aus kleinen platten Steinen, zwischen denen einige größere abwechselnd eingeschoben werden, so daß verschiedene Zeichnungen entstehen; das Innere ist mit Erde angefüllt; ringsum läuft ein schmaler Steinweg.

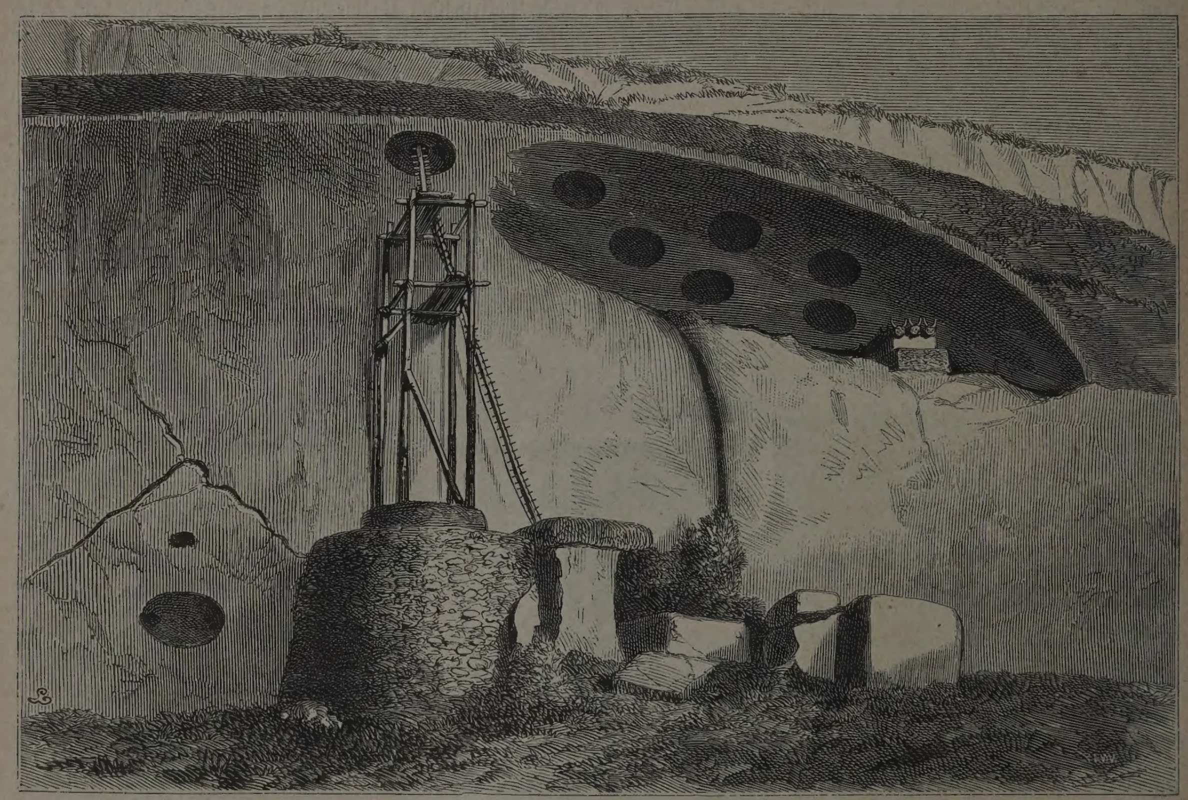


Familiengrab der Howas.

Die Errichtung eines neuen Grabes ist für ein Geschlecht ein wichtiges Ereigniß; sie hat statt, entweder wenn das alte Grab ganz angefüllt ist, oder wenn es nicht mehr der Stellung der Familie entspricht, oder wenn diese sich anderswo niederläßt. Wenn eine neue Ortschaft von der Regierung gegründet wird und eine Anzahl von Familien dort ihre Wohnung angewiesen erhält, so nehmen diese die Asche ihrer Vorfahren mit sich, um sie in das neue dort zu erbauende Grab niederzulegen. Für den Bau treten nicht nur alle Familienglieder zusammen, sondern es werden auch die Freunde dazu eingeladen; die Offiziere berufen zu diesem Zwecke ihre Untergebenen, die Herren ihre Vasallen und alle Sklaven müssen ihre Herren dabei begleiten. In Fianarantsoa hören wir oft, sowohl von Freien als von Sklaven, daß sie in die Provinz Imerina berufen sind, um beim

Bau eines Grabes gegenwärtig zu sein, und daß sie vor dessen Vollendung keine andere Arbeit übernehmen dürfen. Die Hauptsache ist die Herbeischaffung der fünf großen Platten für den Keller; Alle legen Hand an, wenn dieselben mit großen aus Lianen gedrehten Stricken auf Holzrollen fortgeschleppt werden. Daß es dabei an Geschrei und Gesang nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Die Familie rechnet es sich zur Ehre, bei dieser Gelegenheit alle Fremden zu bewirthen, und zur Feier der Vollendung des Grabes wird eine gewisse Anzahl von Ochsen geschlachtet.

Bevor Ranavalona II. die heidnischen Gebräuche verbot, rief der einfache Howa sowohl als sein Fürst außer Gott auch stets seine Vorfahren an und brachte ihnen Opfer dar. Noch jetzt befindet sich in jeder Hütte eine Ecke (die nordöstliche), welche man die Ecke der Vorfahren nennt, weil man in ihr früher denselben opferte. In Bezug auf die den Todten erwiesenen Ehren dürfen wir auch die Ceremonie des Mamadika nicht übergehen. Sie besteht darin, daß man die Leichen auf ihrem Lager im Todtenkeller umwendet, wie man einen Kranken auf seinem Bette umwenden würde, und sie in neue kostbare Lambas wickelt. Bei dieser Ceremonie, einem wahren Familienfest, begeben sich alle Glieder einer Familie mit Musik zum Grabe, und während die Einen im Keller beschäftigt sind, wird draußen gelacht und gesungen; man will eben zeigen, daß man gern seine todten Verwandten besucht und sich freut, ihnen einen Gefallen zu erweisen.



Grab bei den Betsileos.

2. Die Gräber der Howa-Fürsten. Auch bei den Howas gilt jeder König als „heilig", sobald er „den Rücken gewendet hat". (Dieses Ausdruckes bedienen sich nämlich die Howas in Bezug auf ihre Fürsten, denn diese sterben nicht, wie gewöhnliche Menschen.) Der Name des verstorbenen Königs wird aber nicht geändert, wie dieß bei den Sakalaven der Fall ist. Er erhält ein Grab für sich allein, aber innerhalb des Hofes des Königspalastes von Tananariva oder im Palast von Ambohimanga. Mit dem Todten begräbt man auch seine Möbel und seine Kostbarkeiten. Seine Nachfolger bedienen sich nicht seiner Überreste als eines Talismans, wie die Sakalavenfürsten dieses mit dem Sakasaroka thun; doch findet sich ein Gebrauch, der in etwa daran erinnert. Wenn der Fürst sich nämlich der Treue seiner Minister und Höflinge versichern will, läßt er Staub von den Gräbern seiner Vorfahren in Wasser schütten und gibt dieses denen zu trinken, deren Treue er prüfen will; der Trank bringt den Verräthern Unglück.

Wie den Vorfahren der gewöhnlichen Howas, so wurde auch den verstorbenen Königen ehemals geopfert; auch pflegten die Howas vor der Einführung des Christenthums bei ihren Danksagungen und Glückwünschen jeden Augenblick nebst der Gnade der Gottheit die Tugend und Heiligkeit der zwölf Könige und der zwölf Berge, sowie den Geist Andrianampoinimerina's, Radama' I., Ranavola I. u. s. w. auf einen herabzuflehen; Gott sei Dank ist dieser heidnische Sprachgebrauch jetzt verschwunden.

IV. Die Gräber der Betsileos.

Die Todtenkeller der Betsileos — denn auch diese ziehen die Familiengräber den Einzelgräbern vor — werden nicht, wie bei den Howas, aus großen Steinplatten erbaut, die man mit großer Mühe herbeischleppen muß, sondern es sind einfache Erdhöhlen, die sich von den für die Aufbewahrung des Getreides bestimmten Kellern, den sogenannten Silos, nur dadurch unterscheiden, daß sie ein dickeres Gewölbe haben und der Eingang von der Seite her durch einen abschüssigen Graben gebildet wird. Dieser Graben wird ausgefüllt, sobald der Keller für neue Leichen keinen Platz mehr bietet. Die Todten selbst erhalten ebenfalls kein Steinlager, sondern müssen sich mit dem bloßen Boden begnügen und werden mit einem einfachen Leintuch zugedeckt. Das äußere Denkmal steht nicht immer unmittelbar über dem Keller, sondern zuweilen in einiger Entfernung; und wenn es auch in seiner äußeren Erscheinung von dem bei den Howas üblichen nicht besonders abweicht, so wird doch der Zwischenraum nicht, wie bei jenen, mit Steinen ausgefüllt; man pflanzt vielmehr in der Mitte einen Baum, so daß diese Gräber etwas freundlicher aussehen.

Die beifolgende Skizze zeigt Ihnen ein Grab, welches der Befehlshaber von Fandschakana gegenwärtig anlegt. Derselbe stammt aus einer niedrigen Familie, wurde aber von einem vornehmen Betsileo adoptirt und errichtet jetzt für seinen Adoptivvater und die neue von ihm gegründete Familie eine Begräbnißstätte. Dieses Grab wird in einer senkrechten Felswand angebracht, und das Merkwürdigste ist, daß nicht Hammer noch Meißel, sondern bloß Feuer dabei zur Anwendung kommt. In der Felswand befinden sich, wie aus der Zeichnung ersichtlich, viele ovale Höhlungen, von denen eine größere rechts mit einem kleinen Monument verziert ist, auf welchem drei Stierhäupter liegen. Für das neue Grab wurde aber die oberste Höhlung ausersehen, die mehr als 16 Meter über der Ebene erhaben ist; ein hohes Holzgerüst war nöthig, um zu ihr zu gelangen. In einer Vertiefung dieser Höhlung wird nun ein kleines Feuer angezündet und mit getrocknetem Kuhdünger unterhalten, bis der Stein rothglühend wird; wird er dann mit Wasser übergossen, so zerspringt und zerbröckelt er. Mit großer Mühe soll auf diese Weise eine Grabkammer von 4 Meter im Gevierte und 2 Meter Höhe ausgehöhlt werden. Übrigens ist der Befehlshaber von Fandschakana nicht der Erfinder dieser Art von Gräbern; in der Nähe existiren noch zwei ähnliche, von denen das eine sogar 26 Meter über der Ebene liegt. Welche Mühe es macht, einen Todten hier beizusetzen, ist klar, und dennoch sind die dort Beigesetzten nicht vor Beunruhigung sicher. Ein Dieb hat Mittel gefunden, auch zu diesem 26 Meter hohen Grabe an der glatten Felswand vorzudringen, die Thüre zu sprengen und alle Kostbarkeiten zu stehlen; er soll sogar einige Wochen lang hier sein Versteck und seine Wohnung gehabt haben.

Mit diesen wenigen Notizen müssen Sie für dieses Mal vorlieb nehmen; hoffentlich werde ich wohl Zeit und Gelegenheit finden, entweder diese Bemerkungen zu vervollständigen oder über einen andern Gegenstand mich ausführlicher zu verbreiten.

Die Mission der Maristen auf Neucaledonien.

3. Neue Versuche.

Der harte Schlag, den die Katastrophe von 1847 der Mission von Neucaledonien versetzt hatte, war nicht im Stande gewesen, den Muth der Missionäre zu brechen; wenige Monate später treffen wir sie an der Südwestküste beschäftigt, sich ein neues Feld der Arbeit zu gründen.

Allein vergebens landeten sie an verschiedenen Punkten, nirgends zeigte sich ihnen eine geeignete Stelle; sie mußten sich begnügen, auf einer Anhöhe ein Kreuz aufzurichten, späteren Glaubensboten zur Kunde, daß schon früher Missionäre diese Küste betraten.

So segelten sie denn, von dem Gedanken geleitet, Neucaledonien so nahe als möglich zu bleiben, zunächst nach Annatom, einer der Neuen Hebriden, wo eine englische Niederlassung den Handel mit Sandelholz betrieb; allein auch hier war ihre Mühe fruchtlos, theils weil zwei protestantische Prediger ihnen aus allen Kräften entgegenwirkten, theils weil das Fieber das Missionshaus beständig mit Kranken füllte. Da schien sich den Patres eine günstige Gelegenheit zu bieten, auf den Loyality-Inseln festen Fuß zu fassen. Der Capitän der „Arche d'Alliance" hatte nämlich aus christlicher Liebe 32 Eingeborene der Insel Halgan (Uwea) an Bord genommen, welche von englischen Seefahrern geraubt worden waren, und führte sie in ihre Heimath zurück. Unter den Geraubten befand sich auch der Sohn eines Häuptlings. Die Missionäre hofften von den Eingeborenen mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Allein nur durch Wachsamkeit und schnelle Flucht gelang es dem Capitän, Schiff und Mannschaft von einem verrätherischen Überfalle der undankbaren Wilden zu retten. So war auch dieses Unternehmen gescheitert.

Glücklicher war P. Goujon auf der Fichteninsel (Kunie) an der Südostspitze Neucaledoniens; er gründete eine Niederlassung, die ein Quell des Segens für die Insel wurde, welche heutzutage ganz zur katholischen Religion bekehrt ist. So war es den Missionären wenigstens gelungen, in einem Vorwerke Neucaledoniens — von Kunie kann man die große Insel Neucaledonien mit freiem Auge sehen — festen Fuß zu fassen. Da traf im Herbste 1849 Msgr. Douarre wieder in seiner Diözese ein und gab den Versuchen eine andere Richtung. Msgr. Douarre war nicht geneigt, die früher begonnenen Unternehmen ganz fallen zu lassen; es drängte ihn vielmehr, die Stationen von Balad und Puëbo wieder aufzunehmen. Mit P. Rougeyron und drei andern Patres schiffte er sich dorthin ein und landete zunächst zu Yengen, im Gebiete des berüchtigten Kannibalen Buarate. Da dieser sie freundlich empfing, schien ihnen ein neuer Hoffnungsstrahl zu leuchten. Es wurde beschlossen, in Yengen eine Niederlassung zu gründen, während drei Patres in Balad und Puëbo einen wiederholten Versuch machten. Allein an der Ausführung des letzten Theiles dieses Planes wurden sie verhindert durch die Nachrichten, die sie in Yengen einziehen konnten. Sie erfuhren, daß die Wilden auch das Haus von Puëbo dem Erdboden gleich gemacht, und daß erst jüngst wieder die Bewohner von Balad ein europäisches Schiff überfallen und dessen Mannschaft ermordet und verzehrt hätten. Augenblicklich

schien es deßhalb nicht gerathen, die Stationen von Pušbo und Balad wieder aufzunehmen; vielmehr beschloß Mgr. Douarre, die wenigen dort noch lebenden Neophyten zu sammeln und im Süden von Neucaledonien anzusiedeln. P. Rougeyron wurde mit der Ausführung dieses Planes beauftragt. Er erzählt selbst diese kleine Expedition in einem Briefe. Er wurde mit seinen Begleitern in Balad gut aufgenommen, aber es war klar, daß der Gesinnung der Eingeborenen nicht zu trauen war; denn der erste Häuptling Nemona, der eigentliche Urheber des Überfalles von 1847, zeigte sich noch immer wild und unbeugsam.

„Wir verließen daher Balad," schreibt P. Rougeyron, „nachdem wir den größten Theil der Neubekehrten, 23 an der Zahl, Männer und Frauen, an Bord genommen hatten. Wir hatten keine Mühe, sie zu sammeln, denn sie waren die ersten, welche uns am Strande begrüßten. Während unseres Exils hatten sie die Gebete und frommen Übungen treu fortgesetzt. Diese Treue während einer Verlassenheit von zwei und einem halben Jahre läßt uns viel von diesem Volke hoffen, wenn es einmal bekehrt sein wird, zumal die Neophyten nach unserer Abreise offen bekriegt wurden. Der Häuptling Michael, unser Katechist, hatte ihnen gerathen, sich im Kampfe mit dem Zeichen des hl. Kreuzes zu bezeichnen, was sie gläubig thaten. In der That, sie hätten in Anbetracht ihrer kleinen Zahl unterliegen müssen, aber auch nicht ein Einziger verlor sein Leben und doch wurden sie oftmals so von allen Seiten bedrängt, daß sie Gott allein ihre Rettung zuschrieben. Michael selbst war von einer Lanze getroffen und schon stürzten sich die Feinde auf ihn, um ihn mit Keulenschlägen zu tödten, schon stritten sie unter sich um ihre Beute, trotzdem gelang es ihm, sich ganz allein den Händen der Rasenden zu entreißen."

Yate, an der Südküste Neucaledoniens, war der von P. Rougeyron für die Niederlassung dieser Neophyten ausersehene Ort. Während er mit ihnen dorthin segelte, versuchte Mgr. Douarre mit seinen Gefährten zu Yengen eine Station zu gründen. Die Goelette „Marianne", die er für den Dienst der Mission gemiethet hatte, schickte er nach Sidney, um die nothwendigen Bedürfnisse herbeizuschaffen. Aber kaum war das Schiff abgesegelt, da entdeckten die Missionäre, daß Buarate nur Freundschaft geheuchelt hatte, um sie desto sicherer zu plündern und für seine Tafel zu schlachten. Eingeborene der Insel Wallis (Uwea), welche dem Fischfange in diesen Gewässern oblagen, hatten die Kanaken belauscht und hinterbrachten den Patres den Plan des gefürchteten Kannibalen. Was war zu thun? Die Flucht war unmöglich, bevor die „Marianne" zurückkam. Allein die Vorsehung wachte auch dießmal über die Missionäre. Ganz unerwartet erschien das Schiff wieder vor Yengen. Es hatte auf seiner Fahrt nach Sidney an der Fichteninsel angelegt und dort alles gefunden, was es in Australien suchen sollte. Gerade im entscheidenden Augenblicke traf es wieder ein, denn bereits war Tag und Stunde des Mordanfalles festgesetzt und schon waren mehrere benachbarte Häuptlinge zum Festmahle eingeladen. Der leiseste Verdacht eines Fluchtversuches mußte die Katastrophe augenblicklich herbeiführen. Das Missionshaus war inzwischen vollendet und die Missionäre luden Buarate ein, dasselbe mit ihnen zu besichtigen. Der Häuptling nahm den Vorschlag mit Freuden an; bei dieser Gelegenheit wollte er die Unthat vollführen. Um von dem Hause Buarate's, neben welchem bisan die Missionäre gewohnt hatten, das neue Missionsgebäude zu erreichen, mußte man quer über eine Bucht fahren. Das Boot der „Marianne" kam und wurde mit der ganzen Habe der Mission beladen, anscheinend um sie nach der neuen Wohnung zu überbringen. Gleichzeitig bestieg der Häuptling mit seinen Vertrauten eine große Doppelpirogue. Die Missionäre beschleunigten die Abfahrt und nahmen unversehens statt der geraden Richtung quer durch die Bucht eine mehr schräge nach der Goelette hin, welche der Felsenriffe wegen außerhalb der Bucht ankerte. Kaum merkten die Wilden die Absicht, stießen sie, wüthend darüber, daß ihnen ihre Beute entgehen sollte, ein furchtbares Geheul aus und verdoppelten die Anstrengung im Rudern. Die Pirogue flog über das Wasser hin; ängstlich sah man vom Schiffe aus der Wettfahrt zu und bereitete sich, dem Boote Taue zuzuwerfen. Allein so verzweifelt auch seine Ruderer arbeiteten, es war zu schwer beladen und jede Minute wurde der Raum kleiner, der die Verfolger von den Verfolgten trennte. Schon glaubte man das Boot verloren; da machte plötzlich die Pirogue halt; die Wilden fürchteten, in die Schußweite der „Marianne" zu kommen und in den Grund gebohrt zu werden. So begnügten sie sich, den Geretteten ihr Wuthgeheul nachzusenden. Aber bald verließ ein ganzes Geschwader von Doppelpiroguen die Küste und umschwärmte drohend die Goelette. Sie lichtete rasch die Anker und suchte mit günstigem Winde die offene See; bei der schwachen Bemannung des Schiffes hätte ein gemeinsamer Angriff der Wilden dasselbe in ihre Hände gegeben.

Mgr. Douarre segelte nun auch mit diesen Missionären nach Yate. Daselbst war anfangs Alles trefflich gegangen. Unter Leitung des P. Rougeyron waren von den Neophyten große Strecken urbar gemacht worden; auf einmal aber hatte sich die Ansiedlung in dieser Einöde, die man kaum bewohnt geglaubt, von einer Masse Wilder umringt gesehen, die aus der ganzen Gegend mehr als zehn Stunden in der Runde zusammengeströmt waren. Von Drohungen war es schon zu offenen Feindseligkeiten gegen die Niederlassung gekommen, als Mgr. Douarre anlangte. Er erkannte bald, daß Yate wenig Hoffnung für die Zukunft verspreche, und daß man die Ansiedelung früher oder später, jedenfalls zur Erntezeit, der Plünderung preisgeben müsse, wenn man nicht bereit wäre, von der Feuerwaffe gegen die Wilden ernsten Gebrauch zu machen. Dazu konnte sich aber der Bischof nicht entschließen, er wollte lieber Neucaledonien ganz aufgeben, als mit Gewalt festen Fuß erzwingen.

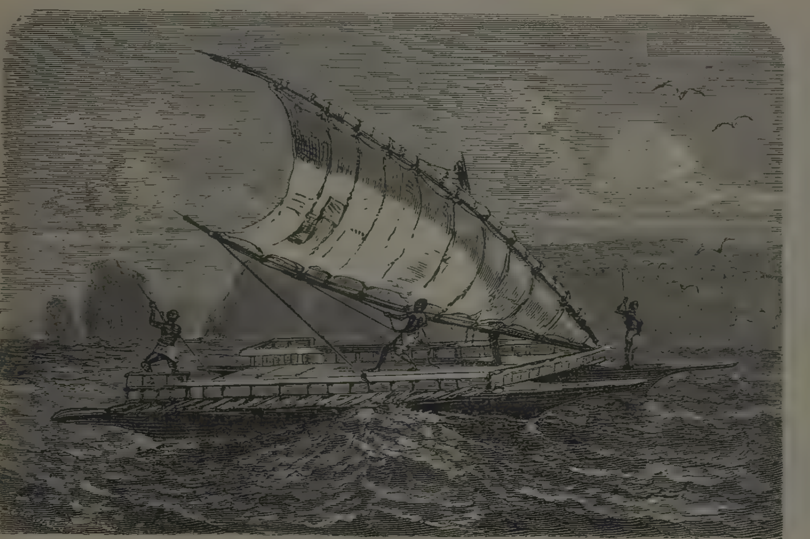
Bevor aber die Missionäre den Staub dieses unseligen Landes, das die Gnade Gottes nicht annehmen wollte, von den Füßen schüttelten, ließen sie den Neubekehrten die Wahl, ob sie lieber mit dem Schiffe, das vor Anker lag, in ihre Heimath zurückkehren, oder mit den Missionären nach der Insel Futuna segeln wollten. Alle antworteten: „Wir gehen mit euch, wohin immer ihr geht." So schifften sich die Missionäre mit ihrer kleinen Heerde abermals ein und erreichten glücklich die Neu-Hebriden, wo die Neubekehrten mit offenen Armen aufgenommen und in Mitte einer eifrigen Christengemeinde in dem Glauben, um dessentwillen sie ihre Heimath verlassen hatten, bekräftigt wurden. Dann eilte P. Rougeyron abermals nach Neucaledonien zurück, um noch mehr Insulaner für seine Kolonie auf Futuna zu werben. Am 8. September 1850 traf er wirklich mit 43 neuen Katechumenen beiderlei Geschlechts, darunter 7 einflußreichen Häuptlingen, auf Futuna wieder ein. Hier sollten die Neucaledonier seinem Plane gemäß zu recht wohl unterrichteten Katecheten herangebildet werden, sie sollten das Glück eines christlichen, gesitteten Lebens aus Erfahrung kennen lernen, um dereinst eine Pflanzschule des Christenthums für ihre Heimat zu werden. Die muthigen Glaubensboten hatten nämlich trotz

aller fehlgeschlagener Versuche immer noch den Plan nicht aufgegeben, Neucaledonien selbst dem Glauben zu erobern. Im Beginn des Jahres 1852 wagte es Msgr. Douarre, mit einem Theile der Neophyten von Futuna nach Balad zurückzukehren. Dießmal glückte das Unternehmen. Die Christen konnten sich ruhig niederlassen, und es dauerte nicht lange, bis ihr heilsamer Einfluß an's Licht trat. Ringsum gewann man Liebe zum Ackerbau, eine bessere Bodencultur machte sich bemerkbar, die Sitten der Einwohner milderten sich und die christliche Religion gewann von Tag zu Tag mehr Anhänger.

Allein es war dem eifrigen Bischofe nicht vergönnt, die Früchte seiner zehnjährigen Missionsthätigkeit einzuheimsen. Eine Seuche, welche im Frühjahre 1853 ausbrach, machte ihn zu einem Märtyrer der Liebe, sein Tod jedoch wirkte auch segensreich auf die sonst so verstockten Insulaner. Beim Beginn der Seuche hatte man allenthalben die Krankenbesuche der Missionäre nur mit eisiger Kälte aufgenommen; die Kranken verbargen sich vor ihnen, und die Gesunden frugen grinsend, warum wohl die Europäer von der Seuche verschont blieben. Einige riefen sogar dem apostolischen Vikar zu: „Dein Gott mordet uns.“ Es waren dieses schlimme Anzeichen eines drohenden Sturmes, wie sie auch der Katastrophe von 1847 vorangegangen waren. Wenige Tage aber nach dem gottseligen Tode des Bischofs war Alles geändert. Man kam dem P. Forrestier, welcher jetzt allein die Krankenbesuche machte, mit Freundlichkeit entgegen, bittet ihn einzutreten, die Kranken drücken ihm die Hand und beweinen den Tod des Bischofs. Noch mehr, drei einflußreiche Heiden, die bis jetzt allein im Dorfe der Gnade Widerstand geleistet, kamen der Reihe nach und baten um Aufnahme in die Kirche. Sogar der erste Zauberer des Stammes bekehrte sich. Bald konnten die Missionäre außer den beiden Niederlassungen zu Bainap (bei Balad) und Puëbo unterhalb Yengen noch die Station von Tuo gründen. Das Christenthum durfte in diesem Theile von Neucaledonien als sicher begründet angesehen werden, als im Herbste dieses Jahres (1853) ein Ereigniß eintrat, welches alle bisherigen Erfolge wieder zu vereiteln drohte. Die französische Regierung beschloß die Besitzergreifung der Inselgruppe von Neucaledonien und der Contre-Admiral Febvrier-Despointes vollzog dieselbe.

Am 29. September 1853 erschien derselbe mit einem kleinen Geschwader im Hafen von Balad und ergriff davon Besitz, indem er feierlich die französische Fahne entfaltete. Im Hintergrunde der Bucht von Arama wurde ein starkes Blockhaus sammt Kaserne für 600 Mann zum Schutze der französischen Niederlassung gebaut. Dann segelte Febvrier-Despointes nach der Südwestküste der Insel, wo er den schönen Hafen von Numea befestigte und auf dem terrassenförmig ansteigenden Gestade der Halbinsel eine Stadt anlegte, die er Port de France nannte, die aber später wieder den einheimischen Namen Numea empfing. Diese Besitzergreifung hätte, so scheint es, fördernd auf den Fortgang der Mission einwirken sollen, und wirklich schreiben ihr die protestantischen Berichte ausschließlich den Erfolg der katholischen Missionäre unter den Insulanern zu. Allein das Christenthum pflegt nicht mit Waffengewalt ausgebreitet zu werden; in der That war gerade die Besitzergreifung der Insel geeignet, alle bisherigen Bemühungen der Missionäre wieder völlig zu vereiteln.

Die Insulaner hatten nämlich kaum bemerkt, daß die bewaffneten Fremdlinge sich als die Herren des Landes benahmen, als ihre Liebe zur Unabhängigkeit erwachte und sich in einer lebhaften Reaction gegen das Christenthum Luft machte. Bald klagt P. Rougeyron, der seit dem Tode des Msgr. Douarre als apostolischer Provikar die Mission verwaltete, in seinen Briefen, daß der heidnische Oberhäuptling zu Puëbo allen seinen Unterthanen befahl, den Rosenkranz abzulegen, d. h. dem Christenthum zu entsagen. Zwar leisteten nur sechs Neophyten diesem Befehle Folge und auch von ihnen zeigten sich drei, welche aus Furcht schwach gewesen, reumüthig. Aber die Mission von Puëbo war von nun an in einem beständigen Belagerungszustand; die Christen, welche von anderen Dörfern zur Messe kamen, wurden von den Heiden mit Steinwürfen empfangen. Man wollte sie hiedurch zu Thätlichkeiten hinreißen, um sie dann durch die Überzahl zu erdrücken. Noch schlimmer war die Lage zu Balad, wo es dem christlichen Häuptlinge an aller Energie gebrach. „Sie sehen,“ schreibt deßhalb tiefbetrübt der Provikar, „daß unsere Lage sich verschlimmert hat: fast Niemand steht auf unserer Seite. Freilich könnten wir heute mit Waffengewalt vorgehen; aber wir sind gekommen, den Frieden zu bringen, und eher werden wir dieses Land verlassen als die Ursache eines Krieges sein.“



Neucaledonische Doppelpirogue.

Um die Christen dieser beiden bedrohten Missionen ohne Blutvergießen zu retten, beschloß nun P. Rougeyron zur Ausführung eines Planes zu schreiten, den er schon lange mit sich herumgetragen hatte. Sollte es ihm nicht noch glücken, auf einem anderen Punkte der Insel einen unbewohnten Landstrich zu finden, der

für eine Reduction geeignet war, wie sie früher die Jesuiten in Paraguay zu gründen pflegten? Die Einwohner von Balad waren ihm halben Weges entgegengekommen, indem sie, der ewigen Plackereien müde, den Missionär baten, sie in ein anderes Land zu führen, wo sie ungestört Gott dienen könnten. Aber wie groß waren die Schwierigkeiten, als der Plan ausgeführt werden sollte! Der Provikar hatte im Herbste 1855 mit großen Unkosten ein Schiff mit Vorräthen für hundert Personen auf sechs Monate kommen lassen; und nun am Vorabende der Einschiffung war allen, die er am meisten zuverlässig glaubte, der Muth entfallen. Einer nach dem Anderen kam und sagte ab. Man denke sich die Verlegenheit des eifrigen Missionärs! Da nahm er seine Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau und sein Vertrauen wurde nicht getäuscht. Als er sich am folgenden Tage allein einschiffte, stiegen fast zugleich hundert Christen mit ihm an Bord, die sich den Händen ihrer Verwandten entrissen hatten. Aber auch hier mußte die Gnade noch einen harten Kampf mit der Natur bestehen. Kaum waren die Neophyten auf dem Schiffe, als ein Schwarm von Piroguen das Fahrzeug umringte: es waren die Eltern und Anverwandten der Auswanderer, die durch Bitten und Thränen die Ihrigen zum Bleiben vermögen wollten. Endlich wurden die Anker gelichtet und die Segel gespannt; 120 Neophyten zogen mit P. Rougeyron fort, um eine neue Heimath zu suchen. Eine unbewohnte, jedoch nicht unfruchtbare Gegend an der südwestlichen Küste, nur 3½ Stunden von Numea entfernt, wurde für die neue Reduction gewählt. Die Nähe der sich erhebenden Colonialstadt Port de France versprach große Vortheile für den Verkauf der Producte, während der Ort doch wieder so entfernt lag, daß die Nachbarschaft der Weißen den Neubekehrten kein Ärgerniß bot. Anfangs lebte der Missionär unter Zelten mit den Neubekehrten; aber bald entstand ein schönes Dorf mit breiten, geraden Straßen, mehreren öffentlichen Plätzen und bequemen, nach europäischer Art gebauten Häusern; es erhielt den Namen „La Conception“. Auch kamen neue Auswanderer von der Missionsstation Tuo, die auf Anstiften des Häuptlings Buarate, dieses geschworenen Feindes des Christen-



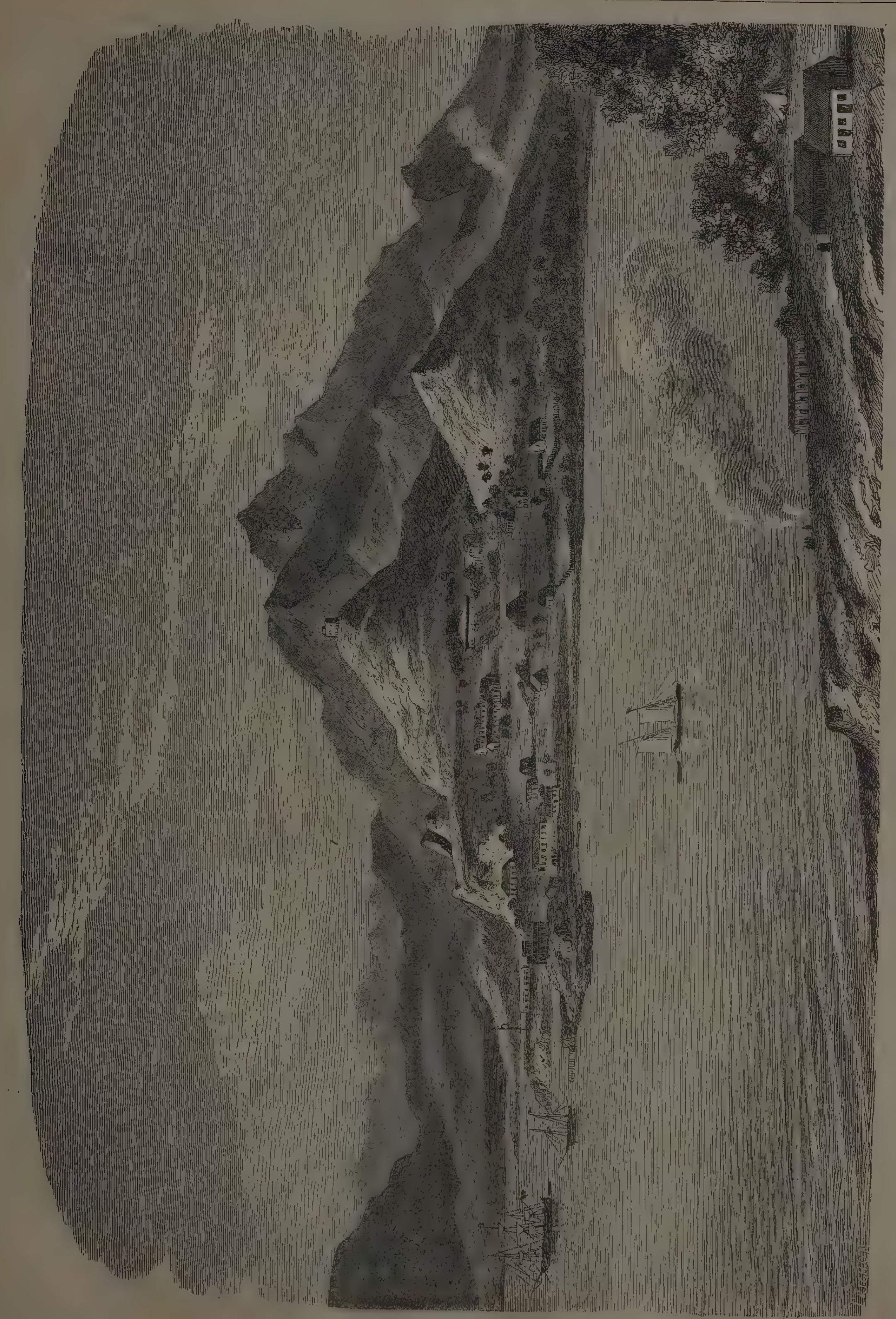
St. Louis, die Hauptstation der Maristen auf Neucaledonien.

thums, mit Krieg überzogen worden war. Und als im Juli 1856 P. Rougeyron noch eine Schaar von Puëbo herbeigeholt hatte, zählte die Reduction 370 Einwohner. Große Arbeiten wurden unternommen, Sümpfe ausgetrocknet und bedeutende Landstrecken urbar gemacht.

Allein auch hier hatten die Missionäre mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bald stellte sich unter den Eingeborenen eine große Sterblichkeit ein, welche Muthlosigkeit und Trauer in den Gemüthern verbreitete. Wir haben oben bereits die Behandlung beschrieben, welche die Kanaken ihren Kranken zuwenden, und die Missionäre konnten ihr nicht überall steuern. Wahrlich da ist die Sterblichkeit kein Wunder und braucht man zu ihrer Erklärung nicht „die neuen religiösen Vorstellungen“, „die unbegreiflichen Mysterien der christlichen Religion“ als Ursachen in's Feld zu führen, welche die Gesundheit dieses Volkes untergraben hätten, wie es von gewisser Seite geschehen ist!

Als die Seuche sich etwas verloren hatte, brach dann der Krieg der Insulaner gegen die französische Colonisation und natürlich in erster Linie gegen die neue christliche Niederlassung aus und hielt während zehn Monaten Alles in Furcht und Waffen. Der Gouverneur, welcher die Bedeutung der Reduction für die nahe Hauptstadt erkannte, gewährte ihr militärischen Schutz; aber natürlich hemmten die unruhigen Zeitläufe die Arbeiten der Missionäre nicht wenig. Doch fand P. Poupinel auf seiner Visitationsreise im Herbste 1857 die ganze Niederlassung in einem recht blühenden Zustande, obwohl auch damals die große Sterblichkeit unter den Eingeborenen ihre Opfer forderte.

„Die Mission,“ schreibt er, „liegt im Hintergrunde einer Bai (der Bai von Bulari). Die Wohnungen, welche nach den verschiedenen Stämmen drei Quartiere bilden, erheben sich am Strande und längs den Abhängen eines Höhenzuges, welcher am Meere hinläuft. Mitten im Dorfe am Hauptplatze steht die Kapelle; die Wände sind aus Lehm gemacht und mit Kalk geweißt; das Innere ist noch nicht vollendet; sie wird recht geräumig und kann wohl dienen, bis es



Numea (Port de France) auf Neucaledonien.

möglich sein wird, eine Kirche in Stein zu bauen. Die Wohnung der Patres liegt etwas höher, sie beherrscht die Bai und die Niederungen; eine offene Gallerie zieht sich rund um das Haus und gestattet den Genuß der schönen Fernsicht und der frischen Luft. Die Spitze des Hügels krönt das Blockhaus, wo 20 Mann vom zweiten Marineregiment stationirt sind. Die Lage gefällt den Neophyten sehr und sie ist in der That recht freundlich."

Eine Stunde von Conception gründeten die Missionäre bald eine neue Reduction, St. Louis. Obschon dieses Werk im Jahre 1857 von den Wilden zerstört wurde, erhob es sich schnell wieder aus den Trümmern und ist heute die Hauptniederlassung der ganzen Mission. Ein Protestant beschreibt sie uns wie folgt:

„Jenseits Conception breitet sich in großen Wellenschwingungen die Ebene von St. Louis aus, wo die zahlreichen Heerden der Mission auf dem fetten Grase weiden, und von da gelangt man nach einem Stündchen Weges nach der eigentlichen Mission, welche auf einer Anhöhe liegt. Die Väter, regelmäßig ihrer drei, haben geräumige, gut eingerichtete Wohnungen; am Fuße der Anhöhe dehnt sich die wohlbewässerte und angebaute Ebene bis an's Meer aus. Der Fluß St. Louis treibt eine große Schneidemühle, welche Bretter zum Vertrieb an die Holzhandlungen zu Numea liefert."

Ja in der Folge errichteten die Patres sogar eine Schiffswerfte, wo größere, seetüchtige Fahrzeuge unter ihrer Leitung gezimmert werden. Auf ihr wurde z. B. die der Mission gehörende Goelette „Arche des Bundes" von 61 Tonnen Gehalt gebaut.

(Schluß folgt.)

Die Indianer in den Vereinigten Staaten.

In katholikenfeindlichen Tagesblättern und Zeitschriften bildet die Grausamkeit, mit welcher die katholischen Spanier die Eingeborenen Amerika's behandelt haben sollen, ein stehendes Thema, und gar gerne wird dasselbe so behandelt, daß es sich zu einer Anklage gegen die katholische Kirche selbst und deren Diener gestaltet. Indessen sprechen die Thatsachen so laut, daß es kaum mehr nöthig ist, die Vertheidigung der Kirche gegen eine derartige Klage zu übernehmen, und es ist daher auch unsere Absicht nicht, hier darauf einzugehen. Um so weniger gedenken wir dieses zu thun, als wir der Ansicht sind, daß die Liberalen unserer Tage und die Protestanten das wenigste Recht hätten, in Bezug auf grausame Behandlung der Eingeborenen Amerika's &c. eine Anklage gegen die katholische Kirche zu erheben. Wo immer der katholischen Kirche freier Spielraum gestattet wurde, da wurden die Eingeborenen nicht ausgerottet, sondern zu Christen und civilisirten Menschen herangebildet; wir erinnern nur an die Reductionen von Paraguay, im Gran Chaco, am Orinoco, in Californien, an die heutige Bevölkerung Mexiko's und des größten Theiles von Süd-Amerika. Wie stellt sich aber theoretisch und practisch der Liberalismus und Protestantismus zur Indianerfrage?

Ohne Scham wagt ein liberales Blatt, der Globus[1], zu schreiben: „Daß die Indianer auf der Welt zu etwas nütze wären, will uns nicht einleuchten." Nun, nach der beliebten Nützlichkeitstheorie thut man also am besten, wenn man die „unnützen" Indianer sofort ausrottet. Der Globus hat noch einige Scham gefühlt und deßhalb diese Folgerung nicht gezogen, aber es gibt gefeierte liberale Culturhistoriker, die weit genug fortgeschritten sind, um sie mit dürren Worten auszusprechen. „Die Vernichtung des Indianers bildet den einzigen Weg zu weiteren Culturfortschritten."[2] „Wir dürfen uns der Einsicht nicht verschließen, daß auch jetzt im gesammten lateinischen [und setzen wir hinzu: anglo-germanischen] Amerika nur der (katholische) Priester der alleinige wahre Freund und Beschützer des Indianers ist, auf dessen Ausbeutung, Hintansetzung, womöglich Unterdrückung und Vernichtung alle weltlichen Gewalten es abgesehen haben. Damit soll gegen die letzteren [also gegen die weltlichen] Gewalten nicht der leiseste Vorwurf ausgesprochen sein, denn möglicher Weise, in vielen Fällen ganz gewiß, wird der Civilisation mehr mit der barbarischen Ausrottung als der humanen Erhaltung der Eingeborenen gedient."[1] Diese Sprache ist so klar, daß sie keiner Erläuterung bedarf. Es bedarf auch wohl keines Beweises, daß nie und nimmer auch nur irgendwie ein Katholik sich zu so cynischen Behauptungen verstiegen hat. Dem Liberalismus unserer Tage war es vorbehalten, zuerst den Menschen überhaupt zum Thier zu erniedrigen und dann ganze Stämme, weil „unnütz", zur Vernichtung zu verurtheilen. Merkwürdiger Weise gehen unsere Liberalen bei diesen Behauptungen von der Überzeugung aus, die Indianer seien nicht cultur- und civilisationsfähig, und doch haben weder die Liberalen noch die Protestanten jemals sich ernstlich bemüht, die Unglücklichen zu bilden und auf eine vernünftige Weise aus ihrem verwilderten Zustande zu einer höheren Culturstufe zu erheben. Die katholischen Missionäre haben sich diese Mühe nicht verdrießen lassen und wahrlich ihre Bemühungen waren nicht erfolglos. Die ganze katholische Missionsgeschichte Süd- und Nord-Amerika's legt für die Bildungsfähigkeit der Indianer ein unwiderlegliches Zeugniß ab.

Unsere Leser dürfen aber nicht glauben, daß die eben mitgetheilten liberalen Anschauungen bloß in der Theorie geblieben sind; leider haben sie sich in die Praxis übersetzt und ihnen ist es zu verdanken, wenn man schon jetzt beinahe mathematisch berechnen kann, bis wann die Rothhäute aus dem unermeßlichen Gebiete der Ver. Staaten verschwinden werden. Im Jahre 1845 erschien in Boston ein Werk über die Indianer, das in alphabetischer Reihenfolge nicht weniger als 370 verschiedene Indianerstämme innerhalb der Grenzen der Republik aufzählte. Von den Indianern auf der Ostseite der Ver. Staaten, zwischen den Felsengebirgen und dem atlantischen Ocean, sind heute nur mehr Trümmer übrig von 28 Stämmen. In den vierziger Jahren wußte man noch wenig von den Eingeborenen im Territorium Washington, in Oregon, Californien, Nevada &c., sonst hätte jene Zahl von 370 leicht um noch einige Dutzend Namen von Stämmen vermehrt werden können, welche nach der Eingliederung von Californien (1846)

[1] 1873. Bd. XXIII, S. 317.

[2] Fr. v. Helwald in Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 1875. S. 102.

[1] v. Helwald a. a. O. S. 104.

bekannt wurden und jetzt schon verschwunden sind. Rechnen wir nun auf die Indianer im Westen der Felsgebirge etwa 80 Völker und Stämme, so ergibt sich, daß im Verlauf von dritthalb Jahrhunderten reichlich dreihundert Völker und Stämme im Gebiete der Ver. Staaten verschwunden und ausgerottet worden sind. In San Francisco durfte im Jahre 1874 ein Redner den Satz aufstellen, daß in Californien in 25 Jahren nahezu drei Viertel der dortigen Indianer verschwunden sind[1].

Ist nun dieses Absterben der Eingeborenen Nord-Amerika's eine von einem absoluten, unabänderlichen Naturgesetze abhängige Erscheinung, wie uns die liberalen Culturgeschichten vorsalbadern, oder ist es die nothwendige Folge der liberalen Behandlung der Indianer? Um darzuthun, daß das Letztere der Fall ist, werfen wir nur einen Blick auf das, was tagtäglich in den Ver. Staaten vorgeht.

Vor nun hundert Jahren, als die 13 britischen Provinzen Nord-Amerika's ihre Unabhängigkeit erklärten und die jetzigen Ver. Staaten begründeten, wurde das Eigenthumsrecht der Indianer auf den Grund und Boden, den sie damals inne hatten, anerkannt und der Grundsatz ausgesprochen, daß man nur durch Verträge Land von ihnen erwerben könne. Demgemäß sind denn auch eine ganze Reihe von Contracten zu Stande gekommen, durch welche die Indianer ihr Stammesgebiet abtraten, während man ihnen als Ersatz eine bestimmte Landstrecke zum vollen und ausschließlichen Eigenthum gewährte (eine sogen. Reservation), wo sie unter der Aufsicht von Regierungsagenten ungestört von den Weißen leben könnten, und ihnen eine bestimmte Summe jährlich zum Lebensunterhalte zusicherte. So steht die Sache auf dem Papiere, aber in der Wirklichkeit gestaltet sie sich anders. Abgesehen von den schmählichen Betrügereien, durch welche die Indianer meistens zu einem solchen Contracte bewogen wurden, hinterging man sie auch sonst noch in der schändlichsten Weise. Die angewiesenen Reservationen sind theilweise so gewählt, daß es den Indianern unmöglich ist, darauf zu existiren: sobald es aber den Weißen gefällt, machen sich diese kein Gewissen daraus, die Indianer zu verdrängen. Die Agenten, welche, namentlich seit der Grant'schen Präsidentschaft, vorzugsweise aus den Methodisten genommen werden, gehen nur darauf aus, die Indianer zu übervortheilen und die für dieselben angewiesenen Summen in die eigene Tasche zu stecken. Ja nicht selten werden die Indianer der Reservationen förmlich zum Aufstand gereizt, damit man nur einen Vorwand habe zu ihrer Ausrottung. Diese Schilderung der factischen Zustände scheint übertrieben; sie ist es aber durchaus nicht, sondern bleibt noch weit hinter dem zurück, was in neuerer Zeit die amerikanischen Blätter über die Behandlung der Indianer berichten. Zum Beweise wollen wir heute nur einige kleine Notizen, das nächste Mal aber ausführlicher die Leidensgeschichte eines einzelnen Stammes der Indianer mittheilen.

Bereits im Jahre 1868 hatte der Congreß eine Commission eingesetzt, um eingehend über die Indianer-Angelegenheit zu berichten; der am 7. Januar 1868 erstattete Bericht der acht Commissäre ist für die Ver. Staaten-Regierung nicht eben schmeichelhaft. Unter Anderem heißt es darin:

„Wir haben viele Verträge geschlossen im Namen der Civilisation; aber nicht der ‚Wilde' ist es gewesen, der sie gebrochen hat und bricht. Und wenn der ‚Wilde' dann Widerstand leistet, tritt die Civilisation auf, in der einen Hand die zehn Gebote, in der andern den Säbel, und verlangt unmittelbare Ausrottung." Darauf erzählen sie folgendes Factum, das laut genug spricht. Ein Oberst der Ver. Staaten, Chivington mit Namen, und ein Reitermajor, Anthony, hatten in Colorado etwa 500 Indianern mit Frauen und Kindern feierlich Schutz und Frieden zugesagt und sie nach Fort Lyon geführt, wo dieselben nun friedlich in ihrem Lager sich befanden. „Am 29. November 1864 bei Tagesanbruch wurden sie daselbst von Chivington verrätherisch überfallen und zum großen Theil ohne Unterschied des Geschlechtes niedergemetzelt. Fliehende Weiber, die mit erhobenen Händen um Gnade baten, wurden in brutalster Weise niedergeschossen, Kinder wurden todtgeschlagen und unter Hohngelächter scalpirt, Männer wurden erst gemartert und dann in einer Weise verstümmelt, welcher auch der ärgste Kannibale Innerafrika's sich schämen würde. Zu solcher Barbarei haben die Wilden sich niemals verstiegen, das war den Vorkämpfern der christlichen (d. h. der liberalen) Civilisation vorbehalten." Wenn der Indianer friedlich bleiben soll, so ist vor allen Dingen erforderlich, daß die Grenzansiedler ihn wie einen Menschen behandeln und daß Eisenbahndirectoren nicht gleichgiltig zusehen, wenn er von ihren Beamten aus reinem Übermuth niedergeschossen wird u. s. w. u. s. w.[1]

Auch im vorigen Jahre (1875) hat der Congreß wieder eine Commission mit der Indianerangelegenheit betrauen müssen, und dieses Mal galt die Untersuchung hauptsächlich den von den Agenten betriebenen Betrügereien; leider stellte sich heraus, daß die Dinge sich nicht gebessert, sondern verschlimmert hatten. Die Klagen der Indianer über die Ungenießbarkeit der ihnen von den Agenten gelieferten Lebensmittel wurden durch die Zeugnisse der Offiziere, die in der Nähe der Agenturen garnisonirten, als durchaus richtig nachgewiesen. So sagten unter vielen Anderen die Majore Burt und A. K. Long aus: sie seien bisweilen in die Hütten der Indianer gegangen und hätten sich Proben der von den Regierungsagenten gelieferten Provisionen erbeten. Von dem Mehle hätten sie aber keinen andern Gebrauch machen können, als es zur Vergiftung von Ratten mit Arsenik zu mischen; zum Backen sei es ganz untauglich gewesen. In fünfzig Pfund sogenannten Kaffee's sei auch nicht eine einzige wirkliche Kaffeebohne gefunden worden; kurz auf keinem Markte der Ver. Staaten würde das verkäuflich sein, was die Agenten den Indianern lieferten; dabei betrögen die Agenten noch obenein am Gewichte, indem sie die bloß mit 88 Pfund jenes Rattengiftes angefüllten Mehlsäcke als volle Centner abgäben &c. &c.[2]

Diese Untersuchung wurde in den Monaten August und September geführt, wenige Monate später wußten die Zeitungen von einer andern traurigen Geschichte zu berichten. Der kriegerischen und mächtigen Nation der Temeculas gehörte einst ganz Los Angeles County in Californien. Franziskanermönche gewannen sie dem Christenthum, und seitdem lebten sie friedlich von Viehzucht und Ackerbau auf den ererbten Gefilden. Die spanische Regierung schützte und pflegte sie, die mexikanische ließ ihnen wenigstens das Bürgerrecht, die amerikanische betrachtete sie als Rechtlose und Fremde, störte sie aber nicht weiter; erst der Verwaltung des Präsidenten Grant war es vorbehalten, sie in's Elend zu treiben. Ohne sich um die Indianer zu kümmern, verkaufte die Regierung das den Temeculas gehörige Land an drei Speculanten, und diese drei Ehrenmänner, an-

[1] Vorstehende Daten sind entnommen dem Globus 1874. Bd. 26. S. 225.

[1] Vgl. Globus a. a. O. S. 246 f.

[2] Wochenblatt der Amerika 8. Sept. 1875.

geblich zwei Schotten und ein Franzose, vertrieben die armen Rothhäute, 1500 Männer und 2000 Weiber und Kinder, von ihren Feldern und Hütten weg in die Felswildniß von San Bernardino. Einer der hervorragendsten Bürger von Los Angeles County, Herr P. L. Peel, brachte diese Unthat sofort zur Kenntniß der Behörden in Washington; allein dort schämte man sich dieses infamen Streiches nicht, sondern erklärte einfach, „die Regierung bedaure sehr das traurige Loos der Temeculas, aber sie könne nicht helfen; nur der Congreß könne hier eintreten derselbe müsse Geld bewilligen, um von den Speculanten einige Parzellen zurückzukaufen, auf denen man dann die Temeculas ansiedeln könne.“ Mittlerweile also konnten die 4000 Indianer verhungern[1]. Der wackere Peel von Los Angeles County hatte wohl Recht, zu fragen: „Wird nicht das Strafgericht des gerechten Gottes über eine Regierung und ein Volk kommen, die so aller Barmherzigkeit und aller Gerechtigkeit bar sind?“

Nachrichten aus den Missionen.

Polynesien.

Tahiti. Über die Mission auf den Gesellschaftsinseln und namentlich auf Eimeo, deren Wiederaufnahme durch P. Georg Eich, aus der Congregation der hh. Herzen, wir früher erzählten (1875, S. 84), wird uns folgender Brief des hochw. P. Dural aus der nämlichen Congregation mitgetheilt. Der Brief datirt vom Anfang August 1875.

„Von den letzten zwei Jahren meines Aufenthaltes auf Tahiti bin ich achtzehn Monate in den beiden Districten Tautira und Pueu beschäftigt gewesen. Beide Districte liegen auf der Halbinsel Taiarapu in einer der schönsten Partien der großen Insel. Lange Jahre hatte hier die katholische Kirche mit dem Irrthum zu kämpfen, allein dieser ist jetzt überwunden und Tautira ist gegenwärtig eine der besten Gemeinden des Vikariates. Die Bewegung zur katholischen Kirche hin war von Aiurua ausgegangen, jenem am äußersten Ende der Halbinsel gelegenen Dorfe, in welchem vor 40 Jahren die ersten Missionäre Tahiti's, PP. Caret und Laval, landeten und das Evangelium verkündeten. Damals zwar wurden sie vertrieben, aber im Himmel werden sie dieser irregeleiteten Unglücklichen gedacht haben und Aiurua ist jetzt mit ganz geringer Ausnahme katholisch. Pueu steht der Station von Tautira bedeutend nach, aber auch hier ist ein tüchtiger Kern von braven Katholiken vorhanden. Leider besitzen sie noch keine Kirche; ein elender, dem Wind und Wetter offen stehender Bretterverschlag dient als provisorische Kapelle sowohl, als auch als Wohnung für den Missionär, welcher wöchentlich einen oder zwei Tage hier zubringt. Dagegen hat Tautira eine hübsche Steinkirche, welche der Friedenskönigin, der besonderen Patronin der polynesischen Missionen, gewidmet ist. Die neben der Kirche erbaute Schule wird fleißig besucht und hat schon sehr gute Resultate geliefert.

Im Monat Februar d. J. (1875) verließ ich für einige Monate meine Gemeinde, um auf Moorea (Eimeo) P. Eich zu ersetzen, welcher den Auftrag erhalten hatte, in sämmtlichen Pfarreien Tahiti's die hl. Mission zu halten. Am 24. Februar langte ich auf Moorea an. Zwei Stationen sind hier schon gegründet, Haapiti und Papetoai; die Katholiken des ersten Districtes sind meistens sehr arm; eine mit Palmblättern gedeckte Hütte dient als Kirche und Schule zugleich; ein Vorhang verhüllt den Altar während des Unterrichtes. Die Kirche Papetoai's befindet sich in einem besseren Zustande; sie ist zwar nur aus Holz erbaut, aber sehr zweckmäßig eingerichtet und recht reinlich; dicht daneben erhebt sich ein Holzhaus für den Missionär.

Während meines Aufenthaltes auf Eimeo, wie überhaupt in meiner ganzen bisherigen Thätigkeit als Missionär wendete ich mein Hauptaugenmerk den Schulen zu; denn eine vollständige Sittenumwandlung, wie sie nöthig ist, kann nur dann eintreten, wenn eine neue Generation heranwächst, die im wahren Christenthum gründlich unterrichtet und von Kindheit an zu den christlichen Tugenden herangebildet ist. Selbst heidnische und protestantische Eltern vertrauen uns auch ohne Schwierigkeit ihre Kinder an. Als jüngst die französischen Calvinisten[2] eine Berathung hielten, wie sie uns die Schulen entziehen könnten, wurde ihnen von ihren Glaubensgenossen geantwortet, sie seien überall sehr zufrieden mit den „papistischen“ Schulen; wenn sie aber ihre Kinder nicht in dieselben schicken sollten, so möchten sich doch die Prediger ihrerseits bequemen, selbst Schule zu halten. Auch bei unserm Sonntags-Gottesdienst finden sich nicht selten Protestanten ein; anfangs wohl mehr aus Neugierde, aber sie nähern sich uns doch, und Manche finden auf diesem Wege das Heil.

Nicht weit von Haapiti hat sich eine neue Gemeinde gebildet, welche allen anderen im Glaubenseifer und in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten als Vorbild dienen kann. Sie wird gebildet von einem Theile der von der Osterinsel vertriebenen Christen, die sich nach Tahiti geflüchtet hatten und dann auf Eimeo eine bedeutende Strecke Landes angekauft haben. Sie sind sehr arbeitsam, machen das angekaufte Land urbar und bepflanzen es mit Baumwolle, die sie auf Tahiti zu verkaufen Gelegenheit finden. Zweimal wöchentlich besuche ich sie und halte ihnen eine Katechese, die mit Gebet und Gesang begonnen und beschlossen wird. Sonntags kommen sie eine Stunde weit zur Kirche nach Haapiti und wohnen hier der heiligen Messe und dem Nachmittagsgottesdienst bei.

Einige Worte über meine Tagesordnung am Sonntage werden Ihnen zeigen, daß die Missionäre hier nicht die Hände in den Schooß legen dürfen und daß die Mission auf gutem Wege ist. Meinen Tag beginne ich damit, die heilige Messe in Papetoai zu lesen und nach derselben für die Gläubigen von Papetoai eine Katechese zu halten. Dann mache ich mich auf nach Haapiti; der Weg dorthin ist schlecht und ziemlich weit, so daß ich bei der stets nicht geringen Hitze (wir sind ja in den Tropen) meistens recht ermüdet ankomme. Kaum angelangt, feiere ich eine zweite heilige Messe und halte eine zweite Katechese. Das führt mich bis über die Mittagsstunde hinaus; dann aber habe ich Ruhe bis gegen 3 Uhr. Um 3 Uhr ist die Gemeinde zum zweiten Mal versammelt, um eine kurze Predigt anzuhören und den Rosenkranz zu beten. Nach dem Rosenkranz, der mit einigen Liedern beschlossen wird, besuche ich Kranke, höre Beicht u. s. w., und um 6 Uhr versammelt sich die Gemeinde zum dritten Male zu einer sacramentalischen Andacht. Das dürfte genug scheinen, um eine kleine Erholung zu verdienen; allein kaum ist der Missionär in seine Hütte zurückgekehrt, findet sich bereits die ganze Gemeinde zu der üblichen Abendunterhaltung ein. Mit gekreuzten Beinen läßt sich Alles auf den nackten Boden nieder; eine Pfeife oder eine Cigarre wird angezündet und macht die Runde in der ganzen Versammlung, so daß ein Jeder einen oder zwei Züge thut, dann beginnt die Unterhaltung mit einem Liede. Der Inhalt desselben bietet Stoff zu Fragen, Erklärungen, Erzählungen u. s. w. für den Missionär; namentlich Heiligenlegenden und Züge aus der Kirchengeschichte sind

[1] Wochenblatt der Amerika 3 Nov. 1875.

[2] Die französischen Protestanten haben zwei Stationen mit drei Missionären auf den Südsee-Inseln; sie wollen daselbst gegen 2000 Communicanten haben. A. d. R.

den Insulanern sehr lieb. Ist der Stoff erschöpft, so wird ein zweites Lied gesungen und die Erklärungen und Erzählungen beginnen auf's Neue. Die Christen würden nicht müde, die ganze Nacht hindurch zu singen und den Erzählungen zu lauschen, aber der Missionär hat ein hartes Tagewerk hinter sich und ein neues ebenso hartes — an den Wochentagen ist er stets in der Schule beschäftigt — vor sich; deßhalb findet er es nach zwei oder drei Stunden gerathen, die Sitzung zu schließen und sich in seine Hütte zurückzuziehen."

Korea.

Neuer Versuch einer Niederlassung. Wir erwähnten neulich, daß Msgr. Ridel, der apostolische Vikar von Korea, einen neuen Versuch machte, in seine Mission zurückzukehren. Nun theilt uns der hochw. Herr Delpech, der Obere des Seminars der auswärtigen Missionen von Paris, einen Bericht über diese gefährliche Unternehmung mit, den P. Blanc, der Gefährte des Msgr. Ridel, verfaßte. Derselbe ist von „U. L. Fr. zum Schnee" in der Mandschurei vom 20. October 1875 datirt.

„Seit dem 18. October sind wir wieder zu ‚U. L. Fr. zum Schnee' zurückgekehrt. Unsere Unternehmung ist mißglückt. Da wir die koreanische Dschonke, die uns in unsere unglückliche Mission bringen sollte, nicht trafen, mußten wir nach China zurückkehren, um daselbst auf ein Neues in Gebet, Thränen und Arbeit die von der göttlichen Vorsehung bestimmte Stunde abzuwarten. Auch dieses Mal hat sich unser göttlicher Meister mit unserem guten Willen und mit den Strapazen zufriedengestellt, die wir während unserer langen und gefahrvollen Reise während fast eines Monates zu ertragen hatten. Msgr. Ridel hat mich beauftragt, Ihnen die Erzählung unserer Expedition zu übersenden, und so vernehmen Sie denn einige Züge, die Ihnen, wenn sie auch kein großes Interesse bieten, doch zeigen werden, wie sichtbar uns der Herr beschützt hat.

Die verabredete Zusammenkunft sollte an der Küste Korea's zwischen dem 24. September und 3. October stattfinden. Daher glaubten wir erst nach dem 20. September abreisen zu dürfen, und wir verließen somit am Mittwoch den 22. September gegen Mittag das Gabelthal. Unsere Reisegesellschaft bestand aus Msgr. Ridel, dem Führer unserer Expedition, meiner Wenigkeit, drei Koreanern, nämlich dem greisen Thaddäus K., unseren kleinen Seminaristen Joseph und Dominikus T. und aus einem chinesischen Diener. Der erste Katechist und noch ein anderer Christ unserer Niederlassung hatten sich uns angeschlossen, um Msgr. Ridel das Geleit zu geben bis nach dem etwa sieben Stunden von dem Gabelthale entfernten Hafen von Ta-tsung-nhëu, wo wir uns einschiffen mußten. Am 23. Sept. bestiegen wir unsere chinesische Dschonke; leider war das Fahrzeug zu klein für eine solche Unternehmung, aber es war nun einmal unmöglich, ein größeres aufzutreiben. Am 24. und 25. lagen wir vor Anker und harrten auf günstigen Wind und in der Nacht vom 25. (Samstags) gingen wir unter Segel. Sonntag Abend erreichten wir bei der Insel Hai-yang-tao die chinesische Grenze. Wir hielten uns nicht auf, denn der Wind wehte fortwährend günstig, und so erblickten wir denn auch schon am Dienstag Morgen beim Tagesgrauen die Küsten von Korea. Ich kann Ihnen die Gefühle nicht schildern, die unser Herz beim Anblicke dieses Landes erfüllten. So viele Jahre schon hatten wir uns nach demselben gesehnt; bereits seit zehn Jahren war daselbst das hochheilige Opfer nicht mehr dargebracht worden und zahlreiche Christen verlangten vergebens nach den Gnadenquellen der heiligen Kirche. Wie glücklich fühlten wir uns, auserwählt zu sein, um unter ihnen wieder als die Überbringer der „frohen Botschaft Jesu Christi" zu erscheinen, um ihre Ketten zu brechen, ihre Wunden zu verbinden! Welch' lebhafter Dank stieg aus unserem Herzen empor!

Aber unsere Freude war von kurzer Dauer. Unsere Schiffer hatten sich in der Richtung getäuscht und wir befanden uns mehr als 30 Stunden nördlich von dem Orte unserer verabredeten Zusammenkunft. Vor uns lag die Insel Tscho-to, der Schauplatz unserer Abenteuer vom Jahre 1869, wo wir damals beinahe von den koreanischen Häschern gefaßt worden wären. Außerdem stellte sich nun auch noch Gegenwind ein, die See ging hoch und es war unmöglich, auch nur um eine Schiffslänge voranzukommen. Daher warfen wir auf offener See Anker und wurden die ganze Nacht hindurch furchtbar geschaukelt. Am folgenden Morgen erlaubte uns der Wind, die Insel Tscho-to zu erreichen, wiewohl das Meer noch sehr unruhig war. Wir hatten kein Wasser mehr an Bord und mußten auch Lebensmittel einnehmen, was uns gegen Abend auch glückte. Dieser Tag, das Fest des hl. Michael, verlief ziemlich gut. Mit welcher Inbrunst wir uns dem mächtigen Erzengel, dem Beschützer der heiligen Kirche, empfahlen, können Sie sich denken. Unsere Schiffer hatten vorgegeben, sie kännten die Insel Tai-t sehr gut, allein auch nicht Einer von ihnen war daselbst jemals gelandet, und nur ein Einziger hatte sie einmal gesehen.

Der Sturm vom Dienstag auf den Mittwoch hatte unsere Dschonke fast zertrümmert. Der Hauptmast wankte, das Steuer drohte zu brechen, das Hauptsegel war schon vorher halb zerrissen und das Fahrzeug selbst, das schon 50 Jahre die See befuhr, hielt kaum mehr zusammen. So erklärten uns die Schiffer am Abende, es sei unmöglich, weiter zu gehen, man müsse nach China zurückkehren; dabei wies denn der Eine auf diesen, der Andere auf jenen Schaden des Schiffes hin und stellte ihn möglichst gefährlich dar. Doch ließen wir uns dadurch nicht abschrecken.

In der Frühe des andern Morgens versuchten wir, unseren Koreaner Dominikus auf Tscho-to auszuschiffen, um Kundschaft einzuziehen; aber kaum setzten wir das Boot aus, da zeigte sich eine koreanische Dschonke, die mit vollen Segeln auf uns lossteuerte. Sofort lichteten wir die Anker in der Befürchtung, das uns verfolgende Schiff sei die Dschonke eines Mandarins. So suchten wir denn auf gut Glück die hohe See. In der That entwischten wir der Dschonke, die auf der soeben von uns verlassenen Rhede ihre Anker auswarf. Mit Mühe kamen wir voran, allein der Wind drehte sich wiederum und zwang uns noch einmal, bei der Insel Tscho-to Schutz zu suchen. Im Laufe des Nachmittags sprang er jedoch abermals um nach Südost, und da unsere Schiffer sich nicht weiter wagen wollten, entschließen wir uns, nach der chinesischen Küste zurückzukehren. Mit Mühe fahren wir längs der Küste einher. Die steigende Fluth drängt uns gegen die Klippen und zwingt unsere Schiffer, zu den Rudern zu greifen. Aber schon scheint es zu spät; denn als wir eben die Spitze der Insel umfahren wollten, faßt uns eine starke Strömung, die uns gegen eine Reihe Klippen treiben muß. Glücklicher Weise kann man noch einen Anker werfen, und wir sind für den Augenblick gerettet. Die Barke hebt sich unter den mächtigen Wogen — es war eine der höchsten Springfluthen der Tag- und Nachtgleiche — sie ächzt und stöhnt in allen Fugen und zieht von allen Seiten Wasser; wird das Ankerthau nicht reißen? Wird der Anker selbst widerstehen? Welche Augenblicke voll Angst! Unsere Matrosen holen Papierschnitzel, um ihren Götzen ein Opfer darzubringen. Msgr. Ridel wehrt es ihnen jedoch und wir ermahnen sie, auf den Schutz unseres Gottes zu bauen, den wir mit Inbrunst um seine Hilfe anflehen. Unsere Bitten waren nicht umsonst. Die allerseligste Jungfrau, die Hoffnung der Verzweifelnden, und unsere anderen Schutzheiligen verlassen uns nicht. Gleichwohl schwebten wir fünf Stunden zwischen Leben und Tod. Gegen 10 Uhr endlich drehte der Wind nach Nord und setzte uns in die Lage, diese gefährliche Stelle zu verlassen. Wir gingen nun bei einem nahen Dorfe vor Anker und blieben daselbst den 1. October, ohne eine koreanische Dschonke zu sehen.

Am folgenden Morgen, am Feste der hl. Engel, legte sich der Nordwind, und wir machten einen neuen Versuch; aber schon um

halb 11 Uhr wurden wir nun zum dritten Male durch einen starken Nordost, der den ganzen Tag und den folgenden Sonntag anhielt, an die Insel Tscho-to zurückgeworfen.

Der Sonntag war wie der vorangehende überaus mühselig; wir waren Alle mehr oder weniger seekrank. Am folgenden Morgen, den 4. October, dem Feste des hl. Franz von Assisi, hatten wir wieder Nordwind; dennoch befahl Msgr. Ridel den Schiffern, die Segel zu spannen; aber sie weigerten sich. Ein Trinkgeld von 100 Ligaturen, das er ihnen versprach, wenn sie nach Tai-t steuern wollten, hatte ebenfalls keinen Erfolg. Allein als wir beim Frühstück waren, fuhren einige koreanische Fischer an uns vorbei und riefen uns zu: ‚Macht euch rasch davon, der Mandarin wird im Augenblicke da sein, um euch festzunehmen.‘ Die Matrosen schenkten dieser Mahnung wenig Aufmerksamkeit; da zeigen sich aber plötzlich drei Dschonken voll Bewaffneter, die auf uns feuern; und nun endlich, da sie die Kugeln pfeifen hören, spannen unsere Leute in der größten Hast die Segel.

So verließen wir denn Tscho-to zum vierten Male und gewannen die offene See, planlos in's Blaue hineinfahrend. Der Wind war zur Rückfahrt nach China nicht günstig; dennoch steuerten wir westlich, müssen aber in Folge der Strömung gewaltig abgeirrt sein, denn plötzlich erkennen wir in der Ferne die Insel Tai-t, den Ort unserer Zusammenkunft. Da schlägt der Wind nochmals um und macht es uns ebenso unmöglich, voranzukommen, als nach Tscho-to zurückzukehren, wo ja auch Flintenkugeln unserer geharrt hätten. Es blieb den Matrosen also nichts übrig, als uns nach Tai-t zu bringen, ohne zu wissen, welcher Empfang uns da erwarte. Unsere Schiffer waren es endlich zufrieden und so erreichten wir denn am 5. October diesen Ort.

Die Zeit unserer verabredeten Zusammenkunft war freilich seit zwei Tagen verstrichen, aber wir hatten vorsorglich die Verabredung getroffen, auch über die festgesetzte Frist zu warten, falls beständiger Gegenwind die Ankunft der einen oder andern Dschonke verhindern sollte. Wir wußten, daß auf der Insel Tai-t ein Christ wohnte, von dem wir Nachrichten über unsere Mission hofften. Thaddäus hatte vormals einige Wochen hier verweilt und unter seiner Führung ankerten wir ganz nahe bei dem Hause des Augustin Y. Augustin Y. wurde durch die Verfolgung von 1866 von dem Festlande vertrieben und hat sich mit seiner Frau, seiner Tochter, seinem Schwiegersohne und seinen Enkeln auf der Insel Tai-t niedergelassen. Dieses Eiland ist ziemlich bedeutend; etwa 50 Familien wohnen hier, die von einem Kam-Koang (einem Vorsteher der Staatsspeicher und Steuereinnehmer) regiert werden; die Besatzung zählt 5 bis 6 Soldaten. Unser Christ war wegen seines guten Wandels und des Ansehens, das er sich erworben, zum Gehilfen des Kam-Koang gewählt worden, was ihm eine gewisse Sicherheit verschaffte. Leider kömmt er den Pflichten unserer hl. Religion nur wenig nach; dagegen sind seine Frau und Tochter recht eifrig. Gleich nach unserer Ankunft begab sich nun Thaddäus an's Land, da unsere Matrosen zugleich auch Wasser einnehmen mußten. Spät am Abend bemerkten wir einen Kahn, der vom Lande abstieß und sich unserem Fahrzeug näherte. Sofort versteckten wir uns in dem Verschlag, der uns als Kajüte diente, und warteten. Es waren unsere Leute, die zurückkehrten und den Christen Augustin nebst seinem Enkel mitbrachten. Unsere Herzen schlugen vor Erwartung, aber gleich die ersten Worte, die wir vernahmen, zeigten uns schon, daß wir unseren Versuch vergebens gemacht hätten. Augustin theilte uns ungefähr Folgendes mit:

‚Wie ich von meinem Freund Thaddäus vernehme, haben der Bischof und der Pater große Strapazen erduldet und leider muß ich ihnen jetzt mittheilen, daß sie dieselben vergebens erduldet haben. Es ist unmöglich, daß der ehrwürdige Bischof dieses Jahr in Korea eindringe. Was könnte er auch da thun? Zersprengt, wie sie sind, könnten die Christen doch die Sacramente nicht empfangen, und wenn der Bischof in Gefangenschaft geriethe, würde er die Veranlassung zu einer neuen Verfolgung bieten. So peinlich es auch ist, es bleibt nichts Anderes übrig, als nach China zurückzukehren und zu warten. Eine von Christen bemannte Barke ist zwar gekommen, allein sie war zu klein und schlecht ausgerüstet und hätte den Bischof und den Pater nicht an Bord nehmen können. Die Bemannung selbst hat das eingeräumt und sich damit entschuldigt, daß sie bei einem Heiden ein Anleihen hätte machen müssen und daher nur eine kleine Barke für 150 Ligaturen miethen konnte.‘

‚Wie!‘ rief Msgr. Ridel, ‚letztes Frühjahr gab ich den beiden Christen, welche mich besuchten, 2500 Ligaturen und nun mußten sie 150 Ligaturen bei einem Heiden borgen, um eine Barke miethen zu können?‘

Davon wisse er nichts, erwiederte Augustin; er wiederhole einfach dem Bischof getreu, was man ihm gesagt habe. Was also aus dieser Summe geworden, könne er nicht sagen, ob sie auf der Reise verloren gegangen oder von den Heiden weggenommen sei. Jedenfalls habe die koreanische Dschonke das Ende des für das Zusammentreffen verabredeten Termins nicht abgewartet, sondern sei drei Tage vorher abgesegelt. Wir vernahmen auch aus dem Munde Augustins, daß der König von Korea nicht gestorben sei, wie man in China erzählt hatte, und daß die Christen, welche unter die Heiden zerstreut wurden, ziemlich unbehelligt leben. Augenblicklich sei keine Verfolgung, aber die Zukunft sei keineswegs gesichert. Der Tai-usn-kun oder Reichsverweser sei wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt, die er seit der Revolution von 1873 mehr oder weniger freiwillig gemieden habe; man fürchte daher, er möchte seinen alten Einfluß wieder gewinnen und dann —!

Noch ein anderes Ereigniß setze, so erzählte Augustin weiter, das ganze Reich in Aufregung. Zu Yang-dschong, gegenüber der Insel Kang-hoa, sei in den letzten Tagen des September ein europäischer Dampfer erschienen. Dieses Schiff, dessen Nationalität unbekannt geblieben, habe einen Ochsen und Salz zu kaufen verlangt, und als man diesem Begehren nicht entsprach, habe es ohne weiteres die Vorstadt von Yang-dschong in Brand geschossen und 25 Häuser wären die Beute der Flammen geworden. Das europäische Schiff habe gedroht, es würden noch neun andere Schiffe kommen, und so habe sich das Gerücht eines drohenden Krieges verbreitet und bezügliche Weisungen seien an alle Gouverneure und Mandarine ergangen. Man müsse die Küsten auf das Sorgfältigste überwachen, die hin und her kreuzenden Schiffe, die sich nähern sollten, beobachten und unverzüglich nach der Hauptstadt melden und sie in allen Fällen an einer Landung hindern. Über all' dem sei der Patriotismus aufgeflammt; jedermann rede davon, die Europäer zu verjagen; alle Familien müßten einen oder zwei Bogen- oder Flintenschützen stellen, um eine Invasion zurückzuweisen. Welches Schiff diesen Lärm und diese Kriegsgerüchte verursacht hat, wissen wir nicht. Beim Scheiden willigte der alte Augustin ein, Dominikus mit sich zu nehmen.

Mittwoch den 6. October spannten wir bei schwachem Westwind die Segel zur Rückfahrt nach China. Aber gegen Mittag schlug der Wind um und zwang uns, auf den Ankerplatz zurückzukehren, den wir in der Frühe verlassen hatten. Am Abende besuchten uns Augustin und Thaddäus abermals und bestätigten die bereits mitgetheilten Neuigkeiten. Am 7., 8. und 9. blies der Wind heftig aus Nord. Sonntags in der Frühe versuchten wir abermals, die hohe See zu erreichen; aber bald mußten wir von dem Versuche abstehen und wiederum vor Anker gehen. Im Laufe des Tages kamen drei Koreaner an den Strand und riefen uns zu, ihnen das Boot zu senden. Es war der Befehlshaber der Insel, von Augustin und einem anderen Koreaner begleitet; sie stellten verschiedene Fragen an unsere Leute und bedeuteten uns, so schnell als möglich abzusegeln, denn sie fürchteten, der Militär-Mandarin möchte kommen und uns einen schlimmen Handel anhängen. Doch erlaubten sie uns, noch einmal Wasser einzunehmen. Am Abende ließ Augustin Msgr. Ridel einen Zettel zukommen, in dem er den Bischof bat, sofort oder doch wäh-

rend der Nacht die Insel Tai-t zu verlassen; der Befehlshaber der Insel wolle morgen an Bord kommen und die Barke durchsuchen, weil er auf ihr zwei Europäer vermuthe, vielleicht Spione des Schiffes von Yang-dschong. Er fügte noch bei, unsere längere Anwesenheit müsse Verdacht erregen und seine Stellung gefährden.

Das war also unsere Lage: wir konnten weder in Korea landen noch nach China zurückkehren, und unsere Vorräthe gingen zu Ende. Msgr. Ridel wandte sich voll Vertrauen an die seligste Jungfrau und machte ein Gelübde zu U. L. Fr. von Lourdes. Montags den 11. October schien der Wind günstig und wir segelten ab, aber bald erhob sich ein Sturm, der 36 Stunden lang so heftig tobte, daß unsere Matrosen nicht einmal kochen konnten und wir alle fasten mußten. Als wir am 13. Ausschau hielten, wo wir uns denn eigentlich befänden, erblickten wir fern im Norden die Insel Tai-t, aber die Eilande, die uns umgaben, kannten wir nicht. Wir hatten nur mehr für fünf Tage Lebensmittel und Trinkwasser für drei oder vier Tage. Gleichwohl versuchte man, die Insel Tai-t wieder zu gewinnen, und wir brauchten zwei Tage, um auf unsern Ankerplatz vom Sonntag zu gelangen.

Am 15. October endlich erhob sich ein Südostwind, der uns erlaubte, das Vorgebirg der Insel zu umsegeln und die hohe See zu gewinnen. Bis zum andern Morgen gegen 9 Uhr kamen wir rasch vorwärts, aber wir waren noch nicht am Ende unserer Leiden. Noch mehrere Tage wurden wir durch widrige Winde aufgehalten, bis wir endlich am 18. October die Insel Hai-yang-tao erreichten. Seit dem 13. hatten die Schiffer nichts als kalten Hirsebrei; Msgr. Ridel und ich zehrten an einem kleinen Stücke gesalzenen Fisches, den uns Augustin geschenkt hatte.

Da der Wind günstig war, beschlossen wir, hier nicht zu landen, sondern unserem Ausfahrtshafen zuzusteuern, den wir denn auch Dienstag den 19. October glücklich erreichten, nachdem wir fast einen vollen Monat in der elenden Barke von Sturm und Wellen umhergeschleudert worden waren. Wir kehrten bei einem Christen ein, um uns etwas zu erholen, hielten uns aber nicht lange auf, sondern setzten unsere Reise, aber jetzt zu Wagen, fort und kamen in der Nacht vom 20. auf den 21. October bei U. L. Fr. vom Schnee an.

Also wiederum ein vergeblicher Versuch! Wiederum alle Anstrengungen und alle Kosten vergebens! Aber darum verzagen wir nicht und wir bereiten einen neuen Versuch vor. Hören Sie nicht auf, mit uns den Heiland anzuflehen, daß Er uns den Weg nach Korea öffne und unser nächster Versuch nicht wieder einen so unglücklichen Ausgang nehme!"

China.

Jun-nan (oder Yün-nan), die südwestliche Provinz des chinesischen Reiches, ist im Allgemeinen noch wenig bekannt; außer den Missionären sind kaum andere Europäer bis hierhin vorgedrungen, als einige französische Marineoffiziere, die in den Jahren 1866—1868 den Lauf des Mekong erforschten. Jun-nan bildet ein großes Alpenland, von mächtigen Strömen durchflossen, die theils wie der Mekong durch Hinterindien, theils durch das chinesische Tiefland sich ihren Weg zum Meere bahnen. Mehr als halb so groß als das deutsche Reich — es mißt 5760 geogr. Quadratmeilen — ist es im Verhältniß zu den andern chinesischen Provinzen nur schwach bevölkert; die Seelenzahl wird auf kaum 6 Millionen geschätzt. Von diesen ist mehr als eine Million Muhammedaner, eine andere Million trifft auf unabhängige Stämme. Da diese leicht zu den Waffen greifen und die Muhammedaner mit den Chinesen in beständigem Hader leben, ist diese Provinz ein Herd der Rebellionen. Noch in jüngster Zeit ging von Jun-nan eine Bewegung aus, welche die herrschende Mandschu-Dynastie zu stürzen drohte und die stolzen Chinesen zwang, durch europäische Offiziere eine Armee zur Bekämpfung der Rebellen bilden zu lassen. Nach langen harten Kämpfen gelang es denn auch, die Muhammedaner, welche bereits in Jun-nan einen neuen Kaiser eingesetzt hatten, zu Boden zu schlagen, und nachdem im Jahre 1872 der Hauptsitz der Rebellen, die Stadt Ta-ly, durch Verrath in die Hände der Chinesen fiel, ist vorläufig die Gefahr beseitigt; allein die südlichen Provinzen haben schwer gelitten und dürften noch lange Jahre brauchen, um die erlittenen Verluste zu ersetzen.

Das Christenthum drang in Jun-nan erst in diesem Jahrhundert ein; zuerst waren es christliche Einwanderer aus der Nachbarprovinz Setschuen, welche die Kirche bekannt machten; als aber im Jahre 1841 Jun-nan als selbständiges apostolisches Vikariat von Setschuen abgegrenzt wurde, breitete sich das Evangelium auch unter den eingeborenen Stämmen der Minkia und Lolo aus. Wie anderwärts, so hatte es natürlich auch hier Verfolgungen zu erleiden, und mehrere Missionäre und Neophyten wurden des Martertodes gewürdigt. Um das Jahr 1854 zählte die Mission etwa 6—7000 Gläubige unter dem apostolischen Vikar Msgr. Ponsot und sechs europäische und zwei einheimische Missionäre; im kleinen Seminar befinden sich 15 Zöglinge. In den folgenden Jahren verdoppelte sich die Zahl der Gläubigen und die Mission gewährte die schönsten Hoffnungen, als im Anfang der sechziger Jahre die ebenerwähnte große muhammedanische Revolution ausbrach und die Mission beinahe zerstörte. Indessen haben die Missionäre jetzt mit neuem Muth die Arbeit wieder begonnen; sie haben die zerstreuten Christen wieder gesammelt, die zertrümmerten Kirchen aufzubauen begonnen und auch schon unter den Heiden wieder neue Eroberungen gemacht. Allein vollkommene Ruhe herrscht in der Provinz noch nicht und eine im vorigen Jahre neu ausgebrochene Revolution hat wiederum einen Missionär, den hochw. J o h a n n J o s e p h M a r i a B a p t i f a u d, hinweggerafft. Msgr. Ponsot schreibt über diese rasch entstandene und ebenso rasch unterdrückte Rebellion am 28. August 1875 aus Ta-ly:

„Im verflossenen Jahre, Anfangs Herbst, war der südwestliche Theil des Vikariates, den die Chinesen Si-tao nennen, der Schauplatz einer neuen Rebellion, die glücklicher Weise nicht lange dauerte, von uns aber ein schweres Opfer verlangt hat. Die Heiden, von der Herrschaft der Muhammedaner befreit, dachten auch die chinesischen Behörden zu stürzen. Sie sammelten sich um ein fünfzehnjähriges Kind, das als eine Incarnation der Gottheit sich ausgab, und richteten ihren ersten Angriff auf die Christen von Pien-kiao, wo um diese Zeit Herr Baptifaud seinen Sitz hatte. Es erschien eine Proclamation folgenden Inhaltes: ‚Ein neuer König, der wahre Sohn des Himmels, ist geboren und wird die ganze Erde erobern. Da aber die Christen sich seinen Plänen widersetzen, müssen sie ausgerottet werden. Sammelt euch um ihn, sein Reich beginnt.' Zuerst jedoch versuchten die Rebellen die Christen zu gewinnen; am 16. September erhielt Herr Baptifaud in Pien-kiao einen Brief, in dem er aufgefordert wurde, sich für den Aufstand zu erklären; natürlich konnte er einer solchen Aufforderung keine Folge leisten, schickte vielmehr seine Leute zum Mandarin, welcher das Commando führte, um demselben beizustehen. Als am Abend des 17. die Kunde kam, daß die Rebellen den Mandarin angreifen wollten, begab der Missionär sich auch selbst zum Amtsgebäude, um seinen Christen vor dem Kampf die Absolution zu ertheilen. Als er kam, war der Kampf schon entschieden, die Rebellen hatten gesiegt und nun wurde auch Herr Baptifaud gefangen genommen, gebunden und dann ermordet; mit Messern schnitt man ihm das Haupt vom Rumpfe. Sein Tod war ein großer Verlust für den Si-tao-Distrikt.

Während des Krieges von 1870—1871 hatte Herr Baptifaud in den französischen Spitälern den Kranken und Verwundeten seinen Beistand angedeihen lassen und war dabei sogar zweimal gefänglich eingezogen worden: einmal von den preußischen Truppen, die ihn nur schwer wieder losgaben, und einmal von den Franzosen selbst, die ihn für einen Spion angesehen hatten. Nach dem Kriege bewog ihn die Sehnsucht nach den Missionen zum Eintritt in das Pariser Seminar der auswärtigen Missionen; zum Priester geweiht am 21. September 1872, reiste er im November des nämlichen Jahres nach Jun-nan ab. Am Gründonnerstag 1873 kam er an und blieb in meiner Residenz einige Monate; seine Fortschritte im Chinesischen waren erstaunlich groß, so daß er im September bereits unter der Leitung des Herrn Le Guilcher die Mission von Si-tao antreten konnte. Nur ein Jahr war er hier thätig, als der Herr ihn schon der Marterkrone würdig hielt [1].

Die Mörder des Herrn Baptifaud und die Rädelsführer des Aufstandes haben rasch ihre verdiente Strafe gefunden. Die chinesischen Soldaten zersprengten die Aufrührer und brachten die Hauptschuldigen nach der Provinzialhauptstadt, wo sie enthauptet wurden. Die Ruhe war bald wieder hergestellt, und Herr Le Guilcher, welcher für seine eben fertig gewordene Kapelle gefürchtet hatte, konnte ungehindert seinem Berufe nachgehen.

Ein Gegenschlag dieses Aufruhrs machte sich in einem andern Theile des Si-tao fühlbar, in Ma-tschang, wo wir unter Leitung eines einheimischen Priesters eine ziemlich blühende Gemeinde haben. Ma-tschang ist mehrere Tagreisen von Pien-kiao entfernt; auf einmal verbreitete sich hier das Gerücht, in Pien-kiao hätten die Christen einen Aufstand angezettelt, und zur nämlichen Zeit, als Herr Baptifaud unter den Messern der Aufrührer fiel, stürzte sich in Ma-tschang der Neffe des ersten Mandarin über die Christen her und warf den Priester P. Andreas Fang mit Ketten beladen in's Gefängniß. Nach 8 Tagen klärte sich jedoch die Sache auf und P. Fang wurde mit einem Ehrengeleite zu seiner Wohnung zurückgeführt.



Johann Joseph Maria Baptifaud, apost. Missionär, ermordet in Pien-kiao (China) am 18. Sept. 1874.

Seit 3 oder 4 Monaten haben jetzt die Verfolgungen wiederum begonnen. Einige Engländer, welche eine Handelsstraße von Birma nach Jun-nan eröffnen wollen, waren jüngst einige Tage in Ta-ly; das genügte, um das Mißtrauen und den Haß einiger Mandarine zu erwecken. Kaum waren die Engländer abgereist, so mißhandelte und vertrieb man die in der Stadt ansässigen Christenfamilien; seither sind die Mandarine überhaupt uns feindlich gesinnt und hetzen die Heiden gegen uns auf. Sie wissen schon, daß in Ten-ue-tschöu, der Grenzstadt Jun-nans im Süden gegen Birma, ein Engländer, Herr Margary, ermordet wurde. Jedenfalls wird die englische Regierung diesen Mord nicht unbestraft lassen, und es steht zu fürchten, daß die Mandarine die Demüthigung, die sie von den Engländern werden erdulden müssen, an uns zu rächen trachten. Außerdem ist auch der gegenwärtige Obermandarin, Tsen-fu-tay, unser geschworener Feind. Dieser Mensch ist ein halber Barbar aus dem Stamme der Miao-tse; durch einige glückliche Waffenthaten im Kampf gegen die Muhamedaner hat er sich langsam zum Fu-tay, d. h. zur ersten Würde nach der des Vicekönigs, emporgeschwungen. Da nun der Vicekönig in Folge der Ermordung Margary's nach Peking berufen wurde, findet sich Tsen-fu-tay von selbst an der Spitze der Regierung. Mein Provikar, Herr Fenouil, hat schon seine Liebenswürdigkeit erfahren; denn der Mandarin hat es nicht unter seiner Würde gehalten, durch Intriguen es dahin zu bringen, daß meinem Provikar der Miethsvertrag seines Hauses gekündigt wurde und daß ihm alle andern Hauseigenthümer eine Wohnung verweigern.

Während es so im Süden der Provinz nicht zum Besten geht, macht die Mission täglich neue Fortschritte im Distrikt Kiu-tsin-fu. Vor zehn Jahren bekehrte sich dort ein gewisser Tsao-tse; es war der erste Christ im Distrikt; jetzt sind daselbst drei Missionäre beschäftigt und können der Arbeit nicht genügen. Wir haben dort gegen 700 erwachsene Neophyten, 300 andere sind als Katechumenen im Unterricht und täglich melden sich neue Anbeter. Wir haben daselbst zwei Waisenhäuser für Mädchen, in denen auch die weiblichen Katechumenen den nöthigen Unterricht empfangen.

Hier im Norden, wo meine Residenz liegt und wo wir auch die größte Anzahl Christen haben, leben wir zwar ziemlich ruhig, machen aber nur geringe Fortschritte; doch haben wir stets einige Katechumenen im Unterricht, und wenn wir auch nicht volle Garben ernten, fehlt es doch nicht an einzelnen Ähren. Ich danke der göttlichen Vorsehung, daß sie mir trotz meiner vollen 70 Jahre und trotz der 45jährigen Strapazen in dieser Mission noch immer Kraft genug gelassen hat, um wenigstens Einiges zu ihrer Ehre und für die Ausbreitung der heiligen Kirche zu wirken."

Annam.

Süd-Tongkin. Die letzten Nachrichten aus Süd-Tongkin lauten wiederum nicht günstig; die Gelehrtenkaste hat sich abermals gegen die Christen Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Es steht zwar zu hoffen, daß jetzt, nachdem der Vertrag mit Frankreich allen Annamiten vollständige Gewissensfreiheit zusichert, dergleichen Übergriffe ihre Strafe finden werden, aber inzwischen haben doch die hart geprüften tongkinesischen Christen schwer unter diesen Prüfungen zu leiden. Msgr. Croc, der Coadjutor des hochw. apostolischen Vikars von Süd-Tongkin, schreibt aus Hue am 24. October 1875 über diese neueste Verfolgung:

„Die Neuigkeiten aus dem Districte Nghe-An sind sehr betrübend; die Heiden von Phü-Ngia haben einen neuen Angriff auf Manh-Son gemacht. Bis vor wenigen Jahren war Manh-Son eine der blühendsten Christengemeinden in Süd-Tongkin; sie zählte mehr als 1000

[1] Johann Joseph Maria Baptifaud war am 1. Juni 1845 in Nebouzat (Diözese Clermont) geboren.

Einwohner und beinahe alle befanden sich in guten zeitlichen Umständen. Phü-Ngia, das nächste heidnische Dorf, hat zwar eine zahlreichere Bevölkerung, aber dennoch glaubte es während der Unruhen des verflossenen Jahres Manh-Son nicht mit offener Gewalt bezwingen zu können; daher suchte es die Christengemeinde mit List zu umgarnen und schlug ihr ein gegenseitiges Schutzbündniß vor gegen die undisciplinirten Soldatenhaufen, welche damals plündernd und brennend Süd-Tongkin durchzogen. Ohne Mißtrauen nahmen die Christen diesen Vorschlag an und bei einem fröhlichen Mahle feierten sie gemeinschaftlich mit den Bewohnern von Phü-Ngia das geschlossene Bündniß. Wenige Tage nachher wurden die Bewohner von Manh-Son von ihren treulosen Verbündeten überfallen, das Dorf selbst ging in Flammen auf, 160 Christen wurden ermordet, die meisten aber konnten fliehen; ein Theil segelte mit dem Missionär, Herrn Marie, nach Saigon, wurde aber, wie ich schon früher berichtet, auf der Heimreise von den chinesischen Seeräubern überfallen und ermordet oder in die Sklaverei geschleppt [1]. Sobald die Ruhe wiederhergestellt war, kehrten die traurigen Überreste dieser Christengemeinde zu ihren alten Sitzen zurück und begannen auf den Trümmern des alten Dorfes sich neue Wohnungen zu bauen, als die Wuth der Heiden von Phü-Ngia sich ein zweites Mal über das erstehende Dörfchen ergoß.

Während der Nacht vom 11. auf den 12. September überfielen die Vorsteher des Bezirkes und sein Stellvertreter an der Spitze eines bewaffneten Haufens das Christendörfchen, in dem Alles in tiefem Schlafe lag. Sie dringen in das Haus eines gewissen Hoi, nehmen ihn gefangen und stecken das Haus in Brand. Durch den Tumult werden die andern Christen aus ihrer Ruhe aufgeschreckt; der Anblick der Flammen sowohl als der Bewaffneten, sowie der Ruf des Anführers: ‚Greifet und bindet die Christen!‘ ließen ihnen keinen Zweifel über das ihnen drohende Geschick; aber rasch entschlossen bewaffneten sich alle, Männer und Frauen und Kinder, mit den nächsten besten Werkzeugen, die sie finden, und stürzen sich auf die Mordbrenner. Bei diesem unerwarteten Angriff ergreifen diese die Flucht; der Anführer und drei seiner Gefährten fallen in die Hände der Christen und werden in den Kang gelegt; auch ihre Lanzen, Säbel, Fackeln und die Stricke, mit denen die Christen hatten gebunden werden sollen, lassen die Flüchtlinge zurück.

Am folgenden Morgen kam der europäische Missionär, Herr Blanchard, der in einer Nachbargemeinde seinen Sitz hat, mit einem einheimischen Priester, um die nöthigen Sicherheitsmaßregeln gegen einen erneuerten Überfall zu treffen. Sie benachrichtigten auch den Präfekten der Provinz und schickten ihm eine Anklage gegen die Übelthäter ein; aber der Großmandarin wollte diese Klage nicht annehmen, sendete vielmehr seinen Stellvertreter mit einem seiner Secretäre nach Manh-Son. Sofort setzen diese den gefangenen Anführer der Heiden und seine Genossen in Freiheit und legen dafür die hervorragendsten Christen von Manh-Son in den Kang. Dieselben wurden dann zur Bezirkshauptstadt gebracht und dort gefoltert: man wollte sie nämlich zum Geständniß zwingen, eine heidnische Pagode (die noch jetzt unverletzt besteht und nie zerstört wurde) zerstört und dem Bezirksvorsteher bei Ausführung seiner amtlichen Obliegenheiten Widerstand geleistet zu haben. Allein die Christen ließen sich nicht einschüchtern und nichts vermochte sie, Verbrechen einzugestehen, deren sie sich nicht schuldig wußten. Trotzdem entließ man sie nicht, sondern schickte sie in das Gefängniß der Provinzialhauptstadt, wo bereits einer von ihnen in Folge der erlittenen Mißhandlungen gestorben ist.“

Zur volleren Erkenntniß der ganzen Ungerechtigkeit, deren sich die Mandarine bei dieser Gelegenheit schuldig machten, müssen wir darauf hinweisen, daß im annamitischen Reich die einzelnen Gemeinden eine große Freiheit und Unabhängigkeit genießen. Kein Mandarin, nicht einmal der Statthalter der Provinz, hat das Recht, mit Bewaffneten in ein Dorf zu kommen, wenn er nicht vom Dorfvorsteher oder den hervorragendsten Bürgern begleitet ist; er darf allerdings, falls er es für nöthig hält, das Dorf von seinen Bewaffneten umringen lassen und dem Vorsteher befehlen, ihn in's Dorf einzulassen; wirklich eindringen darf er aber nur in dessen Begleitung. Unterwirft sich der Mandarin diesen Förmlichkeiten nicht, so darf er als Räuber behandelt und mit Waffengewalt zurückgetrieben werden. Bei dem dießmaligen Angriff auf Manh-Son hatte es nun aber der Districtsvorsteher — es war, nebenbei bemerkt, der nämliche, der im vorigen Jahre beim ersten Überfall die 160 Christen ermorden ließ — an allen diesen Formalitäten fehlen lassen; nach dem klaren Wortlaute der Gesetze hätte er deßhalb die strengste Strafe verdient, und dieses um so mehr, da er ein Haus in Brand gesteckt hatte, Brandstiftung aber in Annam mit dem Tode bestraft wird und die amtliche Stellung des Brandstifters als erschwerender Umstand gilt. Die Pflicht der Mandarine war ihnen also klar genug vorgeschrieben; aber sie haben sich nicht gescheut, die Rollen umzukehren und die beschädigten Christen grausam zu behandeln, während sie den verbrecherischen Districtsvorsteher und seine Werkzeuge begnadigten. Jedenfalls wird der Hof von Hue diese schmähliche Ungerechtigkeit nicht unbestraft lassen.

Natürlich können sich bei dieser Unsicherheit der Zustände die Christengemeinden, welche durch die Wuth der Gelehrtenkaste im vorigen Jahre zerstreut wurden, nur langsam wieder sammeln. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, die traurige Lage zu schildern, in welcher sich in Folge jener Ereignisse viele Christen befanden; leider dauert die Noth noch immer an manchen Orten fort. Herr Frichot, der Provikar der Mission, schreibt darüber an einen seiner Mitbrüder:

„Dieser Tage besuchte ich die Christengemeinde von Hoi-Yen; der Anblick der noch immer umherliegenden Trümmer und der noch wüsten Brandstätten drückte mir fast das Herz ab. Die Vornehmsten des Dorfes kamen, mich zu begrüßen. Wenn Sie diese blassen und abgemagerten Gesichter gesehen hätten, würden Sie, so wenig wie ich, die Thränen zurückgehalten haben. Könnten wir nur wenigstens aller Noth abhelfen! Die aus Europa ankommenden Almosen werden sofort an die Dürftigsten vertheilt, aber wie viele bleiben, denen man nicht helfen kann. Die Heiden sind ganz erstaunt und verwundert, daß die europäischen Christen Leute unterstützen, die sie gar nicht kennen, auch niemals kennen werden und dennoch Brüder nennen. Sie sagen, wie einst die alten Heiden: ‚Seht, wie sie einander lieben.‘

Das Übelwollen der Mandarine ist für die Christen das Haupthinderniß, sich aus ihrem Nothstand rasch emporzuarbeiten. Als sie in ihre Dörfer zurückkehrten, fanden sie nur den nackten Boden ihrer Felder. Was thun ohne Büffel, ohne Ackerwerkzeuge, ohne Saatkorn? In mehreren Bezirken haben die Beamten noch die Grausamkeit gehabt, die Steuern zu fordern für die Felder, welche gar nicht hatten bebaut werden können; und da die Eigenthümer gar nichts besaßen, womit sie hätten bezahlen können, hat man sie gefoltert und so ihre Armuth und ihre Religion als Verbrechen behandelt. An andern Orten hat man als Pfand die Büffel fortgetrieben, welche der Mission gehören und von der Mission den Christen zum Bestellen ihrer Felder geliehen waren. Glücklicher Weise haben nicht alle Mandarinen auf diese Weise gehandelt. Da nun auch der mit Frankreich abgeschlossene Vertrag den Christen Schutz zusichert, dürfen wir hoffen, daß sich die Mission bald wieder erholen wird, sobald die Gläubigen nur die ersten Schwierigkeiten überwunden und sich wieder zusammengefunden haben.“

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1874 S. 153, und 1875 S. 256.

Westafrika.

Gabun-Mission. (Vgl. 1874, S. 53.) Die Congregation vom hl. Geist darf noch immer mit Stolz und Freude auf die Mission am Gabun hinblicken, die ihr bei ihrer Gründung so schwere Opfer gekostet hat. Als im Laufe des vorigen Jahres der französische Contre-Admiral Ribourt mit seinem Geschwader die Colonie am Gabun besuchte, konnte er nicht umhin, sein Erstaunen über die gemachten Fortschritte auszudrücken. Bevor er den Gabun verließ, richtete er an den apostolischen Vikar, Msgr. Bessieux, ein höchst schmeichelhaftes Schreiben, in welchem es unter Anderem heißt:

„Ich will den Gabun nicht verlassen, ohne Ihnen auszudrücken, wie sehr mich Alles, was ich in St. Marie gesehen, mit Freude erfüllt. Die Fortschritte, welche man seit 1845 gemacht, sind beträchtlich... Wenn man all' die Arbeit bedenkt, welche in einem so mörderischen Klima ausgeführt wurde, so kann man nicht genug die gute Verwaltung des Unternehmens bewundern. Die Mission bedient sich, um mich so auszudrücken, materieller Mittel, um die Völker Afrika's die christliche Civilisation kennen und lieben zu lehren; aber der Erfolg scheint mir darum nicht weniger bewundernswerth. Die Ihrer Obsorge anvertrauten Kinder sind geschickt und verständig; sie erinnern mich durch ihr gutes Betragen und ihre Gelehrigkeit an die besten europäischen Anstalten dieser Art."

Als Ergänzung der Skizze, welche wir vor zwei Jahren über diese Mission gebracht haben, theilen wir heute einige Auszüge aus den Briefen der Missionäre mit. Die Fortschritte sind in hohem Grad erfreulich. Vom 1. October 1873 bis 1. October 1874 betrugen die Taufen von Kindern und Erwachsenen 236. Während der ersten 6 Monate von 1875 gab es 266 Taufen, 52 erste Communionen. Die Oster-Communionen beliefen sich auf 304. Am heiligen Pfingstfeste fanden 15 Taufen von Erwachsenen statt. Wir geben hierüber einige Details aus den Briefen eines Missionärs:

„Unter den Neugetauften vom letzten Pfingstfeste befand sich die Tochter eines Häuptlings. Sie wohnt weit von der Mission, in der Nähe der Protestanten. Der Prediger, voll Verlangen, sie für seine Sekte zu gewinnen, versäumte Nichts, seinen Zweck zu erreichen. Gebete, Bitten, Geschenke, — Alles ward aufgeboten, aber umsonst. Die Frau verachtete seine Geschenke und Versprechungen, ließ aber für den Missionär eine Hütte herrichten, und bat uns, dort den Katechismus zu lehren. P. Delorme ging mehrmals hin, und als ihm die Frau genügend unterrichtet schien, gab er ihr den Rath, acht Tage lang bei den Schwestern die heiligen Exercitien zu machen, um sich hierdurch besser auf die bevorstehende wichtige Handlung vorzubereiten. Sie kam dem Rathe bereitwilligst nach, vollendete ihren Unterricht und ward zum großen Erstaunen und Ärger des Predigers am Pfingstfeste getauft. Unsere erwachsenen Neophyten kommen in bester Disposition zur Taufe, und fürchten stets, nicht genügend vorbereitet zu sein. Besonders in der Krankheit wissen unsere armen Schwarzen die Gnade dieses Sacramentes zu schätzen, welches ihnen das Himmelsthor öffnet. Auch bitten sie inständigst um dasselbe, wenn sie sich in Gefahr sehen."

Über die Hospitäler in der Mission berichtet P. Gachon:

„Wir besitzen zwei Hospitäler, das eine in St. Marie für die Männer, das andere in St. Peter, nahe beim Hause der Schwestern, für die Frauen. Es sind dort beständig etwa 60 bis 80 Kranke. Der verzweifelte Zustand, in welchem sie ankommen, verspricht nicht viel Hoffnung für ihre Genesung. So beeilen wir uns denn, sie auf ihr Erscheinen vor Gott vorzubereiten. Ihre Leiden disponirten sie natürlich auf's Beste, unsere Unterweisungen und Rathschläge anzunehmen. Letztes Jahr betrug die Zahl derjenigen, welche wir auf den Tod vorbereiteten, 61. Dieses Jahr ist sie schon für das erste Vierteljahr bereits auf 41 gestiegen. Für unsere Sklaven besonders ist das Hospital ein kostbarer Zufluchtsort. Wenn nämlich diese Ärmsten alt, schwach oder krank werden, dann schicken ihre Herren sie grausamer Weise fort, wie Thiere, die man nicht mehr gebrauchen kann. Eines Tages fand einer unserer Patres am Meeresufer einen dieser Unglücklichen, den Hals an einen großen Stein gebunden, damit er beim Steigen der Fluth um so sicherer vom Wasser verschlungen würde. Ein anderes Mal traf er einen, den man in einer Bananen-Pflanzung zurückgelassen; die großen rothen Ameisen hatten schon begonnen, ihn zu benagen. Es versteht sich von selbst, daß diese beiden Unglücklichen zur Mission gebracht wurden. Die Laienbrüder Anton und Heinrich widmen sich besonders dem Hospital der Männer. Sie haben oft viel Muth nöthig, denn es gibt dort allerlei Arten der ekelhaftesten Krankheiten: Aussatz, Wunden, Geschwüre u. s. w. Aber die Gnade hält sie aufrecht und belebt ihren Eifer. Die Erfahrung hat sie geschickt gemacht, und sie bringen es zu Stande, viele dieser Verlassenen zu heilen. Das beseitigt die Vorurtheile der Schwarzen gegen die Taufe; denn früher betrachteten sie dieselbe als Vorbotin des Todes, weil man sie gewöhnlich im letzten Augenblick spendete. Diese Liebe setzt die Helden in Erstaunen, und bewegt sie, einer Religion sich anzuschließen, welche so großen Opfergeist einflößt."

Ein anderer Missionär schreibt über die Gründung einer neuen Station und den Widerstand, den die Missionäre an den protestantischen Predigern finden:

„Die beständige Zunahme der Christen hat uns veranlaßt, eine neue Station beim Dorfe Glaß, 40 Minuten von St. Marie, zu eröffnen. Letzten September errichteten wir dort eine Bambus-Hütte und stellten sie unter den Schutz des hl. Benedikt. P. Delorme lehrt dort täglich den Katechismus. Der Platz liegt ziemlich hoch, nur einige Schritte vom Meere entfernt, am Südende des zu Frankreich gehörigen Territoriums. Die Station St. Marie liegt am entgegengesetzten Ende. In der Mitte, nahe bei der französischen Wache, wohnen die Schwestern. Neben der neuen Station fließt eine schöne Quelle. Eine prächtige Allee von Mango-Bäumen, auf Betreiben des Commandanten Bouet gepflanzt, führt gerade darauf zu. Dieser Weg wird stark von den Sklaven frequentirt, welche sich in ihre hier und dort zerstreuten Hütten begeben, und wir benutzen die Gelegenheit, wenn sie an unserem Hause vorüber kommen, um mit ihnen von der wahren Kirche zu sprechen.

Auf die erste Nachricht von unserem Vorhaben, uns dort niederzulassen, machten die Einwohner des Dorfes Glaß, unsere Christen insbesondere, ihrer Freude Luft. Nur dem amerikanischen Prediger, Herrn Bouchinel, kam das sehr ungelegen. Er suchte sofort uns in der Meinung der einheimischen Häuptlinge zu verdächtigen. Als ihm das nicht gelang, begann er in seinen Predigten gegen uns zu deklamiren, weil wir sogar am Sonntage den Katechismus lehrten und die Kranken besuchten. Er nimmt die Miene an, als verachte er uns, weil wir in der Mission die verlassenen Kranken zusammenholen. Auch wenden sich die Schwarzen, wenn sie Kranke haben, und wäre es auch ganz nahe bei der protestantischen Mission, nicht an die Prediger, sondern an die katholischen Missionäre.

Die Hauptbeschäftigung dieser Reverends und ihrer Gemahlinnen besteht darin, englischen Unterricht zu geben und einer Schaar von etwa 30 Kindern einige Bibelsprüche beizubringen. Während der langen Reihe von Jahren, welche sie hier zubringen, haben sie es nach dem Urtheil der englischen und deutschen Kaufleute noch nicht dahin gebracht, einen einzigen Zögling zu stellen, der fähig wäre, auf einem Bureau oder auch nur als einfacher Arbeiter verwandt zu werden. Ihr ganzer Erfolg besteht darin, daß sie hier und da einige ihrer Schüler, angeblich als Prediger und Schulmeister, in der That aber, um Bibeln, und vor Allem um Zeug und Salz zu verkaufen, in den Factoreien unterbringen.

In Betreff der Religion hat der gegenwärtige Prediger ein weites Herz. Sein Intimus ist ein Häuptling des Dorfes, der nicht weniger als 21 Frauen hat. Man kann daher sagen, daß in religiöser und moralischer Beziehung, sowie hinsichtlich der Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten die amerikanische Mission erfolglos geblieben ist. In den Augen der Schwarzen gelten übrigens die Reverends durchaus nicht als Missionäre, und wenn einige Eingeborene sich ihnen anschließen, so geschieht es des Fleisches und Biskuites wegen, das sie vertheilen."

Zum Schluß noch ein Faktum, welches im Lande einiges Aufsehen erregte. Ein Missionär schreibt:

„Am 6. Juli war König Oschingi, Häuptling eines gabunischen Dorfes 4 oder 5 Meilen von der Mission, gestorben. Sein Bruder Amburue nahm sofort seine Stelle ein, und dessen Leute veranstalteten ein großes Fest. Aber der entsetzliche Landesgebrauch erheischt, daß man beim Tode eines Häuptlings Sklaven erwürgt. Man läßt daher einen jungen Menschen und ein siebenzehnjähriges Mädchen ergreifen und in Ketten legen. Gerade schon wollte man sie opfern, als wir Nachricht erhielten. Wir setzten alsobald den Commandanten in Kenntniß, welcher eine Expedition zu ihrer Befreiung ausrüstete. Glücklicher Weise kam man früh genug. Amburue wurde gefangen auf die Wache gebracht und vom Commandanten zu 5 Jahren Deportation nach St. Louis am Senegal verurtheilt; die beiden Sklaven wurden für frei erklärt und der Mission anvertraut.

Dieß Faktum erregte überall große Sensation. Die Pongwes, zu deren Stamm der verurtheilte Häuptling gehört, sind dadurch entsetzlich erbittert gegen den Commandanten und gegen uns. Aber die ganze übrige Bevölkerung, sogar eine ziemliche Zahl von Pongwes, haben sich über das Urtheil gefreut. Man wußte, daß wir den Commandanten benachrichtigt hatten; es war unsere Pflicht. Doch kein Schwarzer wagte davon zu sprechen; wehe dem, der ein Wort darüber verloren hätte!

Der Commandant hat übrigens der schlechten Behandlung der Sklaven entschieden den Krieg erklärt. Noch jüngst hat er uns einen jener Unglücklichen übergeben, welchen er in Freiheit setzte, weil seine Herrin ihn grausam mißhandelte. Wir haben gleichfalls von ihm zwei kleine Sklaven der Ikutu, Tochter Oschingi's, erhalten, welche er für frei erklärte, weil es sich herausstellte, daß sie heimlich nach Gabun gebracht waren.

Kürzlich erhielten wir Gaben zum Loskauf von Sklaven. Das ist ein Werk, welches verbreitet zu werden verdient. Wie viele dieser Unglücklichen könnten wir so retten, wenn uns größere Hilfsquellen zu Gebote stünden!"

Vereinigte Staaten Nordamerika's.

New-Orleans. (Fortschritte der Negermission.) Die Neger in den Ver. Staaten sind bekanntlich früher und bis jetzt, soweit sie den christlichen Glauben bekennen, hauptsächlich von den zwei rührigsten und zahlreichsten protestantischen Sekten, den Methodisten und Baptisten, gesammelt und ihrem Sektenverbande einverleibt worden; sie bilden in besonderen, getrennten Gemeinden mit besonderen Kirchen ein specielles farbiges Departement dieser Sekten. Erst in neuerer Zeit ist von katholischer Seite eine systematische, organisirte Missionsthätigkeit unter den Farbigen der Ver. Staaten in's Leben getreten. Freilich haben auch schon früher, zur Zeit ihrer Sklaverei, zahlreiche Neger im Süden die katholische Taufe empfangen. Aber in Folge der Zerrüttung der früheren Verhältnisse, welche der Krieg und die Emancipation der Neger mit sich brachte, der Auflösung der früheren socialen Verbindungen und der Zerstreuung der farbigen Bevölkerung wurden viele Tausende derselben, bei dem Mangel einer regelmäßigen katholischen Missionsthätigkeit für die Farbigen, der katholischen Kirche wieder entfremdet und irren jetzt wie verlorene Schafe ohne Hirten oder unter falschen Hirten umher.

Um so erfreulicher sind die Erfolge, welche die neuerdings organisirte katholische Missionsthätigkeit namentlich unter den Negern im Süden erzielt hat, besonders seit unter der Leitung des Bischofs Vaughan in England von der St. Josephs-Missions-Anstalt bei London eine regelmäßig organisirte Mission für die farbige Bevölkerung der Ver. Staaten durch Missionäre, welche zu diesem speciellen Zweck in jener Anstalt ausgebildet werden, betrieben und unterhalten wird. Mehrere dieser Missionäre befinden sich gegenwärtig in Baltimore, Louisville, Charleston u. s. w. Aber auch sonst wird in neuerer Zeit die Missionsthätigkeit unter den Negern überall eifriger betrieben, als früher, wobei hauptsächlich die segensreiche Wirksamkeit des in Cincinnati vom hochw. P. F. X. Weningger S. J. gegründeten Peter Claver-Vereins hervorzuheben ist.

Von den guten Erfolgen der gegenwärtigen katholischen Missionsarbeit unter den Negern im Süden liegt uns aus neuester Zeit ein Zeugniß vor, welches um so werthvoller ist, als es aus einer nichts weniger als katholikenfreundlichen Quelle stammt. Die „Deutsche Zeitung" von New-Orleans nämlich macht darüber folgende interessante (freilich nach ihrem Standpunkte mit hämischen Anspielungen versehene) Mittheilungen:

„Die katholische Geistlichkeit machte in ihren Kirchen von jeher keinen Unterschied der Rasse und Hautfarbe, während die protestantischen Sekten ihre Kirchen den Negern verschlossen und somit die Farbigen zwangen, sich ihre eigenen Kirchen und Bethäuser zu errichten. Heute noch, wie von jeher, knieen und beten Weiße und Farbige zusammen in unsern katholischen Kirchen, von der St. Louis-Kathedrale an bis zur kleinsten katholischen Kapelle, während kein protestantischer „Nigger" sich unterstehen dürfte, Rev. Palmer's hochfashionable Presbyterianer-Kirche am Lafayette Square zu besuchen.

Darf man sich unter solchen Umständen darüber wundern, daß es der katholischen Geistlichkeit, die überall ad majorem Dei gloriam arbeitet, und jeden, auch den geringsten Umstand zum Vortheil der „alleinseligmachenden Kirche" auszubeuten weiß, gelungen ist, mit ihrer Propaganda unter den Negern ziemliche Erfolge zu erzielen, während die protestantischen Sekten unter der Negerbevölkerung nicht nur gar keine Fortschritte, sondern bedenkliche Rückschritte machen?

Protestantische wie katholische Geistliche sind sich seit der Emancipation der Neger, und seitdem dieselben angefangen haben, als Stimmgeber, Steuerzahler und Politiker eine nicht unbedeutende Rolle im öffentlichen Leben zu spielen, der Wichtigkeit wohl bewußt, welche eine erfolgreiche Propaganda unter den Schwarzen für den Aufschwung und das materielle wie geistige Gedeihen ihrer Gemeinden haben mußte. Und Protestanten wie Katholiken haben es an dieser Propaganda auch nicht fehlen lassen.

Währenddem aber die Einen — die Protestanten — ihre Kirchen für Weiße reservirten, damit auch „vor Gott" den Vorrang der einen Menschenrasse vor der anderen verkündeten, den Unterschied der Hautfarbe auch in der Religion festhielten, die Neger zwangen, sich in besonderen Kirchen zum Gottesdienste zu versammeln, und damit auch die Kirche eine Art Scheidung in weiße Aristokraten und farbige Plebejer einführten, ging die katholische Geistlichkeit schlauer zu Werke. „Sehet!" sagte sie zu den Negern, „in unsern Kirchen und Kathedralen wird kein Unterschied der Rasse, Hautfarbe oder früheren Dienstbarkeit gemacht. Vor unseren Altären knieen und communiciren Weiße und Schwarze. An unseren Processionen nehmen die höchstgestellten Weißen und die niedrigst geborenen Neger Theil. Bei uns allein

findet ihr Farbigen die Praxis der Gleichstellung aller Menschen vor ihrem Schöpfer. Die Methodisten, die Baptisten, die Congregationalisten und wie die weißen protestantischen Sekten alle heißen mögen, verschließen euch die Thore ihrer Kirchen eurer schwarzen Haut wegen. Wir machen solche Unterschiede nicht. Uns ist Jeder willkommen, der sich gläubig der alleinseligmachenden Kirche anschließt. Deßhalb kommt zu uns!" Stellt man nun noch den Hang zu glanzvollen, prächtigen Schaustellungen und zum Mysticismus in Rechnung, der der Negernatur innewohnt, so darf man sich wahrlich nicht darüber wundern, daß die Propaganda der katholischen Kirche unter den Negern in den letzten Jahren von ungewöhnlichem Erfolge begleitet war, daß die Zahl der Bekehrungen zum Katholicismus unter den Farbigen eine größere ist, als allgemein geglaubt wird, und daß dieselben von einem Jahr zum andern wirklich erstaunliche Proportionen annehmen.

Wer die katholischen Processionen, welche allsonntäglich im Laufe des heurigen Jubeljahres die Straßen von New-Orleans durchzogen haben, sowie die in den katholischen Kirchen versammelten Congregationen aufmerksam beobachtet hat, dem wird und muß diese Thatsache aufgefallen sein."

Aus der keineswegs wohlwollenden und schmeichelhaften Art und Weise, wie die New-Orleans „Deutsche Zeitung" die Motive und Erfolge der katholischen Negermission im Süden auffaßt und darstellt, werden unsere Leser gesehen haben, daß dieselbe ein nichts weniger als zu Gunsten des Katholicismus eingenommener Zeuge ist, daß somit die Zuverlässigkeit und Bedeutung des Zeugnisses durchaus nicht angefochten werden kann.

Miscellen.

Die apostolischen Schulen sind unsern Lesern nicht unbekannt; wir haben sie mit deren Gründung, Einrichtung und Zweck bereits früher bekannt gemacht (1874, S. 94). So jung das Unternehmen noch ist, hat es doch schon schöne Erfolge zu verzeichnen. Es ist uns von einer dieser Anstalten, von der apostolischen Schule von Turnhout, die unter der Leitung des P. Boeteman steht, der Bericht über das verflossene Schuljahr (Oct. 1874 bis Oct. 1875) zugesendet worden, und unsere Leser werden sich mit uns über die glücklichen Resultate freuen, die derselbe mittheilen kann. Weil die Anstalt bei der Aufnahme der Zöglinge diejenigen bevorzugte, welche weiter in den Studien fortgeschritten waren, hat sie trotz ihres erst dreijährigen Bestehens nicht weniger als 27 Jünglinge theils schon in die Missionen entsenden, theils in jene Anstalten übertreten lassen können, denen die unmittelbare Vorbereitung für das schwere Missionswerk obliegt. Diese 27 vertheilen sich auf alle 5 Welttheile; 1 ist in den Prämonstratenser-Orden aufgenommen worden, um als Missionär in England verwendet zu werden; 1 in den Kapuziner-Orden als Missionär für die Galla-Neger in Afrika; 3 gingen mit Msgr. Belloni nach Bethlehem, um sich für die Mission im heiligen Lande auszubilden; 4 traten in die Jesuitenmission von Calcutta, 2 in die von Kiangnan; 7 reisten nach Missouri, 4 nach Louisiana in den Vereinigten Staaten, während außerdem 2 in der Redemptoristen-Congregation und 1 im Seminar von Mill-Hill sich für die nordamerikanische Mission vorbereiten; 2 endlich traten in die Congregation der hh. Herzen, um sich der Mission von Oceanien zu widmen. Diese Resultate sind gewiß trostreich und berechtigen uns zu dem Wunsche, daß großmüthige Seelen durch ihre Freigebigkeit die Gründung und Unterhaltung apostolischer Schulen auch für Deutschland ermöglichen möchten.

Für Missionszwecke.

		Mark.
Für den Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:		
Durch die Redaction des „Kathol. Sonntagsblattes" in Würzburg		56.81
Aus Buffalo durch P. H.		18 —
Für den Loskauf von Chinesenkindern:		
Aus Löwen durch P. L.		16 —
Für die Mission des P. Horner auf Sansibar:		
Von Dr. R. in Tr.		21 —
Vom Alumnat des Seminars St. Lucius in Chur		38.46
Für die katholische Mission in Persien:		
Von Ungenannt in L. bei C.		60 —
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:		
Von C. S. E. durch B. Herder in St. Louis		3.65
Für die Mission des Msgr. Laouenan in Ostindien:		
Von einem Gymnasiasten		8.50
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:		
Von Ungenannt in L. bei C.		75 —
Durch Caplan J. T. in Crefeld		36 —
Von F. R. in Cr., ex voto		21 —
Von F. K., ex voto		21 —
Durch Pfarrer Wicherck in Ochab		17.62
Von C. S. E. durch B. Herder in St. Louis		4.55
Von Pfarrer Dolder in Hochdorf	Frk. 25.	20 —
Aus Baiern		40 —
Durch P. Th. Klang, Apollinariusberg bei Remagen		21 —
Durch Pfarrer Vollmer in Netphen		21 —
Von Josephine Grüneschild		21 —
Durch Cooperator Aigner		50 —
Von Wilflingen		30 —
Aus Niederbreisig		24 —
Durch Pfarrer Alt in Furschweiler		21 —
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:		
Von Ungenannt in L. bei C.		75 —
H. H. „O Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für uns"		21 —
Durch Caplan Hämmerle in Bohlingen		7.40
Für die Aussätzigen auf Madagascar:		
Von Ungenannt in L. bei C.		45 —
Von C. S. E. durch B. Herder in St. Louis		3.65
Für verschiedene Zwecke:		
Aus Altdorf	Frk. 5.	4 —
Durch B. Herder in St. Louis	Doll. 3.75.	13.70
Von Ungenannt in L. bei C.		45 —
Von einem Gymnasiallehrer		20 —
Aus Mosbach		53 —
Aus der Pfarrei Aukirchen		350 —
Durch Dechant Stadlmaier in Mayen		108 —
Von K. A. B. H.		9 —
Von L. E. in B.		210 —
SS. cor D. N. Jesu Christi miserere nostri		20 —
Dimitte nobis debita nostra		35.30
W. in St., Oberösterreich, ex voto		34.28
Durch P. Ache in Lemberg		57.36
Aus Reichenburg		8.57
Von Kmosko in Badicco		5.75
Von W. aus Ermland		100 —
Aus der Diözese Linz	ö. W. fl 72.	123.43
Aus Brixen	ö. W. fl. 10.	17.14
Aus Klausenburg		2.34
Von A. D.	ö W. fl. 33.	56.57
Durch Pfarrer Will in Stollhofen		29 —
Durch B. Nepesny und E. Forster in Grafenau		12 —
Durch Caplan Herrmann in Schlegel		93 —
Durch Expeditionsgehilfen Zeisler in Riegel		2.10
Durch die Redaction des „Kathol. Wochenblattes" in Dirgenheim (Württ.)		1670 —

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.